

7. Sekundärliteratur

Die Heidenboten Friedrichs IV. von Dänemark. 3. Benjamin Schultze in dänischem Missions-Dienste zu Trankebar und Madras und seine Mitarbeiter.

Brauer, Johann Hartwig

Hamburg, 1841

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

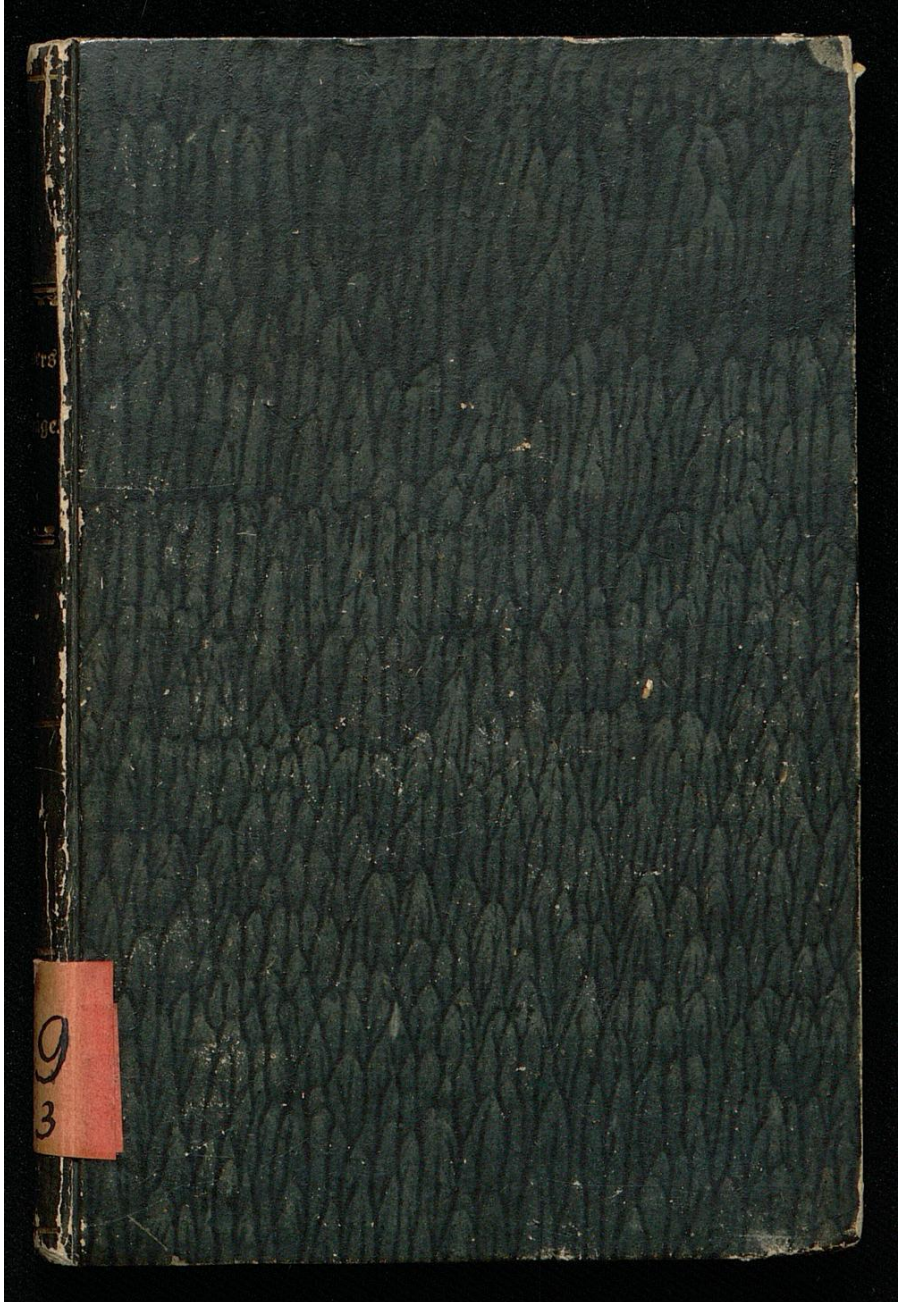
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)



B:9:3

ZK

B 9.4

Erster Theil

1811

Geschichte der Rheinischen Provinz

Erster Theil

1811

Johann Gottfried Strunk

aus dem Archiv der Rheinischen Provinz

Erster Theil

Frankfurt

An der Commission der Rheinischen Provinz

1811

W. Müller

Beiträge
zur
Geschichte der Heidenbefehrung.

Mitgetheilt
von
Johann Hartwig Brauer,
E. H. E. Ministr. Candidaten,
und Inspektor bei d. norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Vierter Beitrag.

Hamburg.
In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke.
1841.

Die
Heidenboten Friedrichs IV.
von Dänemark.

III.

Benjamin Schultze

in dänischem Missions-Dienste zu Trankebar und Madras

und

seine Mitarbeiter

Von

Johann Hartwig Brauer,

C. P. C. Minist. Candidaten,

und Inspektor bei d. norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Hamburg.

In Commission bei Perthes-Besser u. Mauke.

1841.





Druck von J. H. Melbau.

Seinem lieben

Jugend-, Glaubens- und Arbeitsgenossen

Johann Heinrich Wichern,

E. H. E. Hamburg. Ministr. Candidaten,
und

Vorsteher des „Rauhen Hauses“ zu Horn bei Hamburg,

in herzlicher Liebe

gewidmet

vom Verfasser.

1772

Gedicht

Jugend, Glaube und Wissenschaft

Johann Heinrich Wittenberg

Leipzig, bey der Buchhandlung des Waisenhauses

in der ersten

Abtheilung

von Wittenberg

V o r w o r t.

Der Leser empfängt hier einen vierten Beitrag zur Geschichte der Heidenbekehrung, der sich zunächst an den zweiten anschließt, indem er die Geschichte der evangelischen Mission in Ostindien weiter führt und zwar bis zu dem Zeitpunkte, da auch die englische Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntniß Christi selbstständig durch eigne Missionare in diesem Gebiete zu wirken anfang und der hallisch-dänischen eine hallisch-englische Mission zur Seite trat.

Die Bedeutsamkeit des behandelten Zeitabschnittes ist nicht zu verkennen, denn während der Zeit breitete sich das Werk sowohl nach der großen Stadt Madras als auch nach dem Binnenlande hin aus, und es blieben nicht mehr bloß Europäer, die den Lauf des Evangeliums förderten, sondern auch Eingeborne traten kräftig wirkend in die Reihen der Arbeiter ein.

Es ist noch ein Bote Königs Friedrich des Vierten, von ihm ausgesendet, durch ihn erhalten, der das Banner des Evangeliums nach Madras hinübertrug und dort aufpflanzte. Daher reiht sich dieses Heft als ein zugehöriges den beiden vorhergehenden an, die bereits von Heidenboten Friedrichs des Vierten von Dänemark handelten.

Nach Ziegenbalgs und Gründlers Tod war Benjamin Schulze es, der die Leitung des Werkes übernahm und die Seele des Ganzen wurde. Er blieb es durch seine hervorragenden Gaben, so lange er in Trankebar anwesend war, und er war es, der die Predigt des Evangeliums nach Madras verpflanzte. Er ist der eigentliche Vormann seiner Mitarbeiter und der Tonangeber unter ihnen. Daher muß auch er an der Spitze der Uebrigen genannt werden.

Dem Leser mag es auffallen, daß einige indische Benennungen von Ländern und Personen anders geschrieben sind, als im zweiten Hefte, allein es hat sich nach strengerer Prüfung herausgestellt, daß die frühere Schreibart nicht genau mit der in Ostindien geltenden Aussprache dieser Benennungen übereinstimmte, und daher ist nach besserer Erkenntniß die Umänderung gemacht.

In einzelnen Punkten der Geschichte Radshanaikens wird sich eine Abweichung von dem Berichte finden, den Pearson darüber in seiner „Lebensgeschichte des vollendeten Christ. Fr. Schwarz. Aus dem Englischen. Basel 1835“ gegeben hat, allein die Erzählung, wie sie in diesem Beitrage vorliegt, ist aus der sichersten Quelle, nämlich den eigenen Berichten der trankebarischen Missionare geschöpft. Es ist auch bereits im Vorworte zum zweiten Hefte darauf aufmerksam gemacht, daß Pearson sich vielfach nicht geringe Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt. — In Hinsicht auf das daselbst Bemerkte ist nachholend nur noch zu erwähnen, daß Buchanan keineswegs, wie es doch bei Pearson ausdrücklich behauptet wird, den Mo-

IX

daliapa als den nennt, welchen er als Erstling aus den Heiden in dem von Ziegenbalg angefertigten trankebarschen Kirchenverzeichniß gefunden habe, sondern Buchanan sagt in seinen christian researches in Asia 9te Aufl. S. 66 nichts weiter, als: „I saw also the dwelling house of Ziegenbalg, in the lower apartment of which the register of the church are still kept. In these I found the name of the first heathen baptized by him, d. h.: Ich sah auch das Wohnhaus Ziegenbalgs, in dessen unterem Zimmer die Kirchenverzeichnisse noch aufbewahrt werden. In diesen fand ich den Namen des ersten von ihm getauften Heiden.“ Der Name wird aber nicht von ihm genannt.

Als Quelle hat abermals gedient: „Der königl. dänischen Missionarien aus Ostindien eingesandte ausführliche Berichte,“ mit Vorreden von Aug. Herm. Francke und Gotthilf Aug. Francke, und zwar der zweite Theil von der 19. bis 24., so wie der dritte von der 25. bis 29. Continuation. Halle. Verlag des Waisenhauses. 1725—1732. Andre Quellen wird es nicht geben, denn auf Anfrage bei der Direktion der Frankischen Stiftungen in Halle ist — wofür ich meinen innigen Dank sage — gütigst nachgesehen worden, aber es hat sich nichts gefunden, das außer den gedruckten Berichten Mittheilungen über die ostindische Mission enthalte.

Indem ich nun dies Büchlein hinausziehen lasse, überlasse ich mich der Hoffnung, daß die Lesung desselben von demselben Segen begleitet sei, der mir unter Ausarbeitung desselben geworden ist. — Es ist während einer Zeit verfaßt, die wie

manchem Andern, welcher den für die Sünde der Welt gekreuzigten Sohn Gottes als das einzige Heil der Welt erkannt und als den Heiland der eignen Seele herzlich lieb gewonnen hat, so auch mir tief in's Herz gegriffen, uns das Schwert in die Hand genöthigt und uns zum Kampfe für unser Heiligthum auf den Plan gedrängt hat. Wem wäre es da nicht einmal schwül ums Herz geworden? wem wäre nicht Unmuth aufgewallt? wer wäre ohne Wunden geblieben? — Ich freue mich der Erquickung, der Besänftigung, der Linderung, die der Herr mir aus der Beschäftigung mit den Berichten von seiner Wirksamkeit durch die trankebarschen Missionare hat zufließen lassen. — So stille und doch wie gewaltig ist sein Wirken! So tritt der Held einher, an des Ferse der Sieg geheftet ist. Unwiderstehlich schreitet er vorwärts, unaufhaltsam bricht er sich Bahn. Die ihm widerstreben, müssen sich ihm beugen, wenn er sich gegen sie aufmacht. Wer als sein Streiter das gewahr wird, der steht getrost und ruhig im Kampfgetümmel, es gehe, wie es gehe. Wo sind sie, die uns bezwingen wollen?

Br.

3
Ziegenbalg war heimgegangen, Gründer stand
seit dem 10. Februar 1719 allein am Werke der Hei-
denbekehrung zu Trankebar, als am 16. September
die Gehülften aus dem Vaterlande eintrafen. Es waren
Benjamin Schulze, von Sonnenburg aus der Neu-
mark, Nikolaus Dal, aus dem Amte Hadersleben
im Herzogthum Schleswig, und Johann Heinrich
Ristenmacher, von Burg aus dem Magdeburgischen.
Bereits am 25. November 1718 hatten sie Halle ver-
lassen, um über Rotterdam nach England zu gehen,
waren auch schon am 27. Dezember glücklich zu London
angekommen gewesen, aber zu einem längern Aufent-
halt daselbst genöthigt worden, weil der Abgang der
ostindischen Schiffe sich bis in den März verzog.

Der Aufenthalt in London ging nicht ohne Segen
vorüber. Die Missionare hatten Gelegenheit zu predi-
gen und sich bekannt zu machen. Dadurch wurden
Viele beredet, zur Förderung ihrer Absichten beizusteuern
und eine schöne Summe Geldes kam zur Unterstützung
der Mission zu Trankebar in ihre Hände. Zwei gott-
selige Frauen unter Andern gaben die Eine hundert,

die Andere dreihundert Thaler, und selbst aus Nordamerika kamen vom Prediger Cotton Mather, der einen innigen Theil an der Heidenbekehrung nahm, funfzig Thaler. Am 8. März erst konnten die Missionare London verlassen; zwölf Tage später gingen sie von Deal aus in See. Vorher aber kam ihnen von Kopenhagen aus noch ein Schreiben des Missions-Rathes zu, welcher keine Gelegenheit gehabt hatte, sie kennen zu lernen, da sie, nach ihrer Berufung ins Amt, sogleich von Halle nach England gereist waren. Das Schreiben sprach die Erwartungen aus, die man von ihnen hegte, und athmete eine solche Salbung, daß die Empfänger desselben sich dadurch auf's Kräftigste gehoben fühlten.

Die Seereise war eine sehr glückliche, ohne alle sonderliche Fährlichkeit von Sturm und Unwetter. Daher endete sie auch bereits am 24. Juli; wenigstens erreichte das Schiff an diesem Tage seinen Bestimmungs-ort Madras und die Brüder hatten nur noch den Weg nach Trankebar zu machen. Hätten sie zu Lande reisen wollen, so würden sie diesen in einigen Tagen haben zurücklegen können, allein ihrer Sachen wegen, die sie bei sich führten, war das nicht rathsam. So wurde ihnen vom Herrn eine neue Geduld zuerkannt; denn während dieser Jahreszeit wehen an dortiger Küste ununterbrochen scharfe, widrige Winde, die eine Fahrt von Trankebar nach Madras sehr befördern, desto mehr aber

auch eine Fahrt von Madras nach Trankebar erschweren, ja sogar unmöglich machen. Hätte es bei den Missionaren gestanden, sie wären geeilt, denn schon am 25. Juli erreichte sie ein Schreiben von Gründler, der sich sehr nach ihnen sehnte, weil er allein stand; jedoch wider Gott ließ sich nicht streiten. Gern hätten sie den einsamen Gründler über seinen herben Verlust getröstet, als sie sich selbst erst vom Schrecken über die Nachricht vom Ableben Ziegenbalg's erholt und ermannt hatten, doch sie mußten ihn seinem Schmerze noch überlassen, und erst am 16. September konnten sie endlich zu seinem Troste bei ihm eintreffen.

Es mußte nun vor Allem daran liegen, daß die neuen Ankömmlinge bald im Stande waren, das Werk kräftig mit angreifen zu können. Daher ließ Gründler sich ihre Vorbereitung dazu auch ernstlichst angelegen sein. Vier Stücke waren es, die er besonders nöthig hielt, und zu diesen leitete er sie denn an. Seine erste Sorge war, daß sie in der Furcht Gottes und in geistlicher Erfahrung immer völliger würden, daher stellte er mit ihnen fleißige Betrachtung des Wortes Gottes, sonderlich der Schriften Pauli an, hielt mit ihnen an am Gebet und befleißigte sich täglicher Glaubens-Übung im Wandel der Gottseligkeit. Das Zweite, worauf er seinen Fleiß an ihnen verwandte, war die Anleitung zur Erlernung der Landessprachen, der portugiesischen und namentlich der tamulischen, denn ohne

eine Fertigkeit in denselben waren sie natürlich zum Dienste an den Heiden unbrauchbar. Weiter bemühte er sich, sie mit den Anstalten des Werks gehörig bekannt zu machen und zu dem Ende mußten sie sich in denselben sattfam umsehen und auch den Berathungen beiwohnen, die darüber wöchentlich mit den Gehülften an der Arbeit gehalten wurden. Da aber dieses insgesammt doch nur dienen sollte, sie zu befähigen, daß sie rechte Seelsorger der Gemeinde würden, so mußte noch besonders darauf gesehen werden, daß sie eine möglichst gründliche Erkenntniß vom Seelenzustand der einzelnen Gemeindeglieder bekamen; um ihnen nun aber dazu zu verhelfen, ordnete Gründer eigne Sprechstunden für die Gemeinde an, in welchen auf nichts als den innern Zustand der Glieder gesehen ward. In der ersten halben Stunde wurde über diesen geredet, in der andern halben vereinigten sie sich mit einander im Gebete. Obgleich nun die Drei damals mit den Gliedern selbst noch nicht sprechen konnten, so waren sie doch mehr und mehr im Stande zu verstehen, was gesprochen wurde, und lernten so durch Anhören der gepflogenen Unterhaltung die verschiedenen Herzenszustände kennen.

Hinsichtlich der Sprachen theilten sich die drei Kandidaten. Kandidaten waren sie nämlich noch; die Weihe zum geistlichen Amte sollte ihnen erst zu Trankebar ertheilt werden. Dal übernahm das Portugiesische, Ristenmacher und Schulke legten sich auf das Tamu-

lische, obgleich der Letztere sich bereits unterwegs mit dem Portugiesischen bekannt zu machen angefangen hatte, denn es wollte scheinen, als ob Dal mit größeren Schwierigkeiten beim Erlernen von Sprachen zu streiten hatte, als Schulke, der eine besonders günstige Gabe und Anlage dazu besaß. Daß die Ansicht richtig gewesen, wies sich auch bald aus, denn selbst des Portugiesischen bemächtigte Dal sich nicht so leicht, als es wünschenswerth gewesen wäre, da Gründer im Predigen nothwendig einer Erleichterung bedurfte. Als daher Dal am 22. Dezember erklärte, daß er es sich noch nicht so gar bald zutraue, portugiesisch zu predigen, übernahm Schulke es in Gottes Namen, sich baldmöglichst dazu anzuschicken, und theils das auf dem Schiffe Erlernte, theils seine ganz ausgezeichnete Sprachengabe befähigte ihn, bereits am 6. Januar 1720 öffentlich portugiesisch predigen zu können.

Es war in der That eine große Gnade Gottes an der Gemeinde zu Trankebar, daß er ihr ein so auserwähltes Rüstzeug zugesendet hatte, denn bald sollte offenbar werden, wie nothwendig es sei, daß gerade ein mit solchen Gaben ausgerüsteter Mann gekommen war. Schon am Ende des Novembers 1719 wurde Gründer so schwach und unpaß, daß er die Unterweisung im Tamulischen nicht ferner ertheilen konnte, sondern die Kandidaten ihrer eignen Anstrengung überlassen mußte, und kaum hatte er Schulke am 31. Januar 1720

zum geistlichen Amte geweiht, als er bald darauf vom Herrn über Leben und Tod abgerufen wurde. Da standen nun die Drei samt der Gemeinde verwaist: Da! hatte das Portugiesische noch nicht bezwungen, Kistenmacher noch weniger das Tamulische, und kränkelte dazu gewaltig; glücklicherweise war Schulze beider Sprachen bereits so weit mächtig geworden, daß er portugiesisch predigen konnte, ohne vorher etwas aufzuschreiben, und bald auch tamulisch, wenn er sich die Predigt vorher ausgearbeitet hatte.

Am 20. März war Gröndler bestattet; am folgenden Tage versammelte Schulze sämtliche Mitarbeiter, um sie nachdrücklich zu ermahnen, nicht an dem Werke zu verzweifeln, sondern in des Herrn Namen daran fortzuarbeiten. Nach der Ermahnung fielen Sämmtliche auf die Kniee und beteten herzlich und inbrünstig zu Gott, indem sie ihm ihre Noth und Hülfbedürftigkeit an's Herz legten. „Doch“ — sagt Schulze — „weinete ich eben so viel, als ich Worte machen konnte, und meine lieben Mitarbeiter alle mit.“ Als sie sich so in Gott gestärket hatten, versprachen sie Alle, Schulze zu gehorchen und beizustehen, daß das Werk ruhig fortgehen könne, und versicherten ihm das durch Handschlag. Auf gleiche Weise wurde am 10. April die Gemeinde berufen und ermuntert, gutes Muthes zu sein, und auf den zu trauen, der sich bisher so wunderbar bewiesen hatte, und auch hier verfehlte die

Ermunterung ihres Erfolges nicht, sondern stärkte Alle, getrost zu sein im Herrn.

Der Nothstand war auch nicht so gar groß, als man ihn sich denken mag; denn zwar konnte nur der portugiesische Theil gehörig von dem Prediger bedient werden, weil Schulze des Tamulischen augenblicklich noch nicht in dem Grade mächtig war, daß er sich frei und unvorbereitet in demselben gehörig auszudrücken im Stande war, allein darum waren die Tamulen, die, an der Zahl hundert ungefähr, die Hälfte der Gemeinde bildeten, nicht ganz und gar aller Pflege beraubt, denn Gründer hatte in der letzten Zeit noch einen ganz besondern Fleiß auf die Ausbildung von Katecheten oder Lehrgehilfen verwendet, und eine Anzahl so weit gefördert, daß sie zum Dienste an den Seelen tüchtig waren. Ihrer waren sieben Tamulen außer einem Portugiesen. Sie waren in der Schrift wohl bewandert und mit der Auslegung derselben wohl bekannt. Zum Predigen waren sie vorgeübt. Gründer hatte sie genau ausgelegte Sprüche entwickeln und über den Inhalt eine Predigt entwerfen gelehrt; wenn sie die Ausarbeitung gemacht gehabt, hatten sie sie auswendig lernen und sodann Sonntags Nachmittags entweder vor den Schulkindern oder der ganzen Gemeinde als Predigt aus dem Gedächtnisse hersagen müssen. Im Unterrichten der Kinder waren sie täglich einige Stunden geübt worden. Nachdem sie die gehörige Zeit unter solcher Anweisung

verbracht und Proben ihrer Anstelligkeit gegeben hatten, waren sie in Mitthätigkeit gesetzt. Einer derselben war nach dem Dorfe Boreiar als Aeltester über die Schule und Gemeinde gesetzt, um sie täglich im Worte Gottes zu unterrichten und gute Aufsicht zu führen. Daneben ging er auch unter die Heiden und verkündigte ihnen den Willen Gottes. Ein Andrer war zum Ermahner der trankebarschen Gemeinde bestimmt, und hatte als solcher nicht sowohl den Beruf, die Leute erst in der Lehre des Christenthums zu unterweisen, als vielmehr in die Häuser umherzugehen, auf den Wandel der Christen Acht zu haben, sie zum gottseligen Leben zu vermahnen, mit ihnen zu beten und sie selbst im Gebet zu gängeln und zu üben. Noch ein Andrer war in der Gemeinde bestellet, den Gliedern derselben Unterweisung in der Lehre des Christenthums zu geben, sie darin immer weiter zu führen und ihnen dann und wann einige Kapitel aus dem Neuen Testamente vorzulesen. Andere waren bestellet, die Katechumenen, diejenigen, welche zum Empfange der Taufe vorbereitet wurden, zu unterrichten, und diejenigen, welche zum Abendmahle des Herrn gehen wollten, in der Woche vor dem Sonntage der Feier vorzubereiten. Noch Andere gingen in und um Trankebar unter die Heiden, ihnen das Wort Gottes zu sagen.

Dennoch aber müssen wir den Nothstand auch nicht zu geringe anschlagen, denn wenn auch die Pre-

bigt nicht schwieg, so konnte doch für die Tamulen die Verwaltung der heiligen Sakramente nicht nach Wunsch und Bedürfniß Statt finden. Man half sich hier, so gut man konnte. Einer der heidnischen Schullehrer, die bei den Missionschulen unterrichteten, weil man ihrer Hülfe noch nicht entrathen konnte, verlangte die Taufe. Vor dem Empfange derselben mußte eine Prüfung Angesichts der Gemeinde vorgenommen werden. Schulke war noch nicht dazu im Stande, sie anzustellen, daher ließ er sie von einem Katecheten halten und vollzog darauf, als sie günstig ausgefallen war, die Taufe. — In der tamulischen Gemeinde war lange nicht das heilige Abendmahl gehalten. Viele hatten ein Verlangen nach dem Genuße desselben; sie hielten daher bei Schulke an, er möge es mit ihnen halten. Er entschuldigte sich einige Zeit wegen seiner Unfähigkeit, auf die Beichte die gehörige Antwort geben zu können, allein, da sie nicht nachließen, hielt er es für seine Pflicht, so gut er es vermochte, sein Amt zu verwalten. Die Feier fand am 14. April Statt. Ein Katechet legte das Evangelium aus, Schulke sang dann die Einsetzungsworte ab, wie sie ihm vorge-schrieben waren, und konnte es nicht vermeiden, einige Male herauszukommen, allein die Gemeinde nahm keinen Anstoß daran, sondern freuete sich vielmehr, daß der Herr so weit geholfen hatte. Am 28. April predigte Schulke zuerst tamulisch, nachdem er sich vorher

eine Zeitlang darauf vorbereitet, die Predigt niedergeschrieben und dann mit Hülfe eines Katecheten in den gehörigen Guß gebracht hatte. Am 9. Mai war auch Ristenmacher so weit gekommen, eine vorher mit Hülfe eines Katecheten aufgesetzte Predigt zu halten; jedoch bekam Schulke dadurch nicht die gehoffte Erleichterung, denn Ristenmacher litt sehr an Kränklichkeit und war selten im Stande, seines Amtes zu pflegen; daher mußte Schulke gewöhnlich jeden Sonntag drei Predigten, eine portugiesische, eine tamulische und eine dänische, und außerdem eine Kinderlehre halten.

Schon singen die Feinde der Mission, die bei Gründler's Heimgang den Untergang des Unternehmens triumphirend geweissagt hatten, an, kleinlaut zu werden, da sie den Herrn so mächtig seinen Botschaftern beistehen sahen. Als nun aber Schulke am 10. Juni von einem hitzigen Fieber befallen wurde, und, nachdem dieses wider Erwarten rasch gewichen war, an starkem Beingeschwulst dermaßen zu leiden bekam, daß er nicht gehen konnte, erhob sich der höhnische Jubel auf's Neue, doch Schulke ließ sich weder Krankheit noch Spott anfechten, sondern that getrost, was seines Amtes war. Konnte er zur Ausrichtung desselben nicht ausgehen, so ließ er sich hintragen; konnte er dabei nicht stehen, so saß er. Weder eine Taufe noch eine Trauung wurden deshalb aufgeschoben oder auch nur anderwärts, als in der Kirche vor Tauf-

becken und Altar gehalten. Noch vor Ende des Monats wich das Uebel, wie gefährlichen Anschein es auch Anfangs an sich trug; noch vor Ende des Monats bereitete der Herr seiner Sache auch einen neuen Triumph, denn am 29. Juni konnte Schulze eine tamulische Predigt halten, die er ohne fremde Hülfe ausgearbeitet hatte, und fortan brauchte er nur fünf bis sechs Stunden, um eine ganze tamulische Predigt mit eigener Hand aufzuschreiben.

Des Gedränges war viel, durch welches Werk und Arbeiter an demselben gehen mußten, allein der Herr half auch immer hindurch und machte Bahn. Mit Geldnoth ging es oft hart her; es fehlte vielfach am Nöthigsten; die Unterstützung aus Europa blieb überlange aus; ab und zu kamen kleine Beisteuern von ostindischen Freunden des Werks, einmal auch von Matrosen, auch ein Vermächtniß von hundert Thalern ging ein, dennoch mußte Schulze den Kommandanten um einen Vorschuß von 400 Thalern angehen; er empfing sie aber auch ohne alles Weigern und ohne Zinsforderung. Es stand so, daß man allenthalben schuldig war und nirgends mehr geborgt bekommen konnte, als endlich am 9. October der leibliche Segen aus Europa über Madras ankam, der nicht bloß aus Geld, sondern auch aus einer Sendung Druckpapiers, Bücher und anderer nöthigen Sachen bestand.

Am 22. Dezember war Dal des Portugiesischen so weit mächtig geworden, daß er in dieser Sprache predigen konnte und Schulze so eine Erleichterung bekam; seit Ende Septembers aber hatte Dal bereits die Aufsicht über das portugiesische Schulwesen übernommen und deshalb auch den Theil der Anstalten bezogen gehabt, der für diese bestimmt war. Was der Gehülfe Ziegenbalgs und Gründlers, Berlin, der früher den portugiesischen Theil der Gemeinde bediente, während der Zeit von Gründlers Tode bis zu seiner Abreise nach Europa gegen Ende dieses Jahres betrieb, ist nicht zu sagen, da die Berichte gänzlich über ihn schweigen und es nur ganz beiläufig erwähnt steht, daß er in Europa wieder gelandet ist.

Mit leichterem Herzen, als sie es durchlebt hatten, schlossen die Beiden das Jahr: die Schulden waren bezahlt, die Gemeinde war um ein und dreißig neu aufgenommene Glieder gewachsen, an der Arbeit standen ihrer zwei, jeglicher auf eignem Gebiete, und demselben mit Gottes Hülfe gewachsen. Kistenmachers Gesundheitszustand machte Hoffnung, daß auch der dritte Mann bald mit an der Arbeit sein könne. Ein Haus hatte die Mission weniger, das zu Boreiar, das früher zur Schule gedient hatte; weil es aber noch eben so wenig als früher zweckmäßig erschien, dasselbe zu benutzen, so war es veräußert worden.

Während des folgenden Jahres 1721 ging Alles seinen stillen Gang. Da Kistenmacher wiederholten Rückfällen seiner Krankheit ausgesetzt war, lag die ganze Last der Arbeit auf den beiden Andern, die daher alle Hände voll zu thun hatten, den bisherigen Zustand aufrecht zu erhalten und die bestehende Gemeinde zu stärken und zu kräftigen, ohne daß es ihnen möglich wurde, nach außen hinauszuwirken und der Gemeinde bedeutenden Zuwachs zu verschaffen. Die Bedürfnisse, die sich herausstellten, wurde möglichst befriedigt. Die Uebersetzung des Psalters ins Portugiesische, von Schulze bereits im vorigen Jahre angefangen, wurde vollendet und auch im Drucke fertig. Da es vielen Tamulen ging, wie es auch vielen europäischen Christen geht, daß sie von der Würde des heiligen Abendmahls keinen rechten Begriff haben, so wurde Christoph Wildens Kommunionbuch nebst den hundert Lebensregeln desselben ins Tamulische übersetzt. Die Arbeit wurde von Peter Maleiappen gemacht, der als Knabe mit Ziegenbalg nach Europa gereist gewesen war, Schulze sah dann nach und verbesserte das Nöthige. Das Schulwesen hatte seinen guten Fortgang. Die Katecheten waren fleißig, selbst einige der Schüler hatten treffliche Anlagen zum Unterrichten. Um ihnen aber Gelegenheit zu geben, sich weiter auszubilden, besonders, da es sich ergab, daß sie es nicht so erbaulich machten, als es zu wünschen gewesen wäre, fing Schulze an, die Kinder selbst im

Glauben zu unterweisen und die Katecheten dabei zuhören zu lassen. Auch im Predigen mußten sich die Katecheten üben, damit die alte Jerusalems-Kirche besser als die neue mitten unter den Wohnungen der Heiden gelegen war, so fand Schulze es für gut, auch in dieser wiederholt zu predigen, und hatte dabei die Freude, zu sehen, wie sich hier eher Zuhörer sammelten, die noch nicht zur Gemeinde gehörten, als in der neuen Kirche.

Das Merkwürdigste, das sich in diesem Jahre zutrug, und besonders in seinen Folgen wichtig und bedeutend geworden ist, begab sich am 24. November. An diesem Tage nämlich kamen von Landschaur (Landscha:ur) zwei Brahmanen zu den Heidenboten, doch nicht auf eignen Antrieb, sondern, wenigstens Einer, abgeordnet von einem Mitgliede der königlichen Familie jenes Landes, um die Missions-Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Die Prediger benutzten diese Gelegenheit sogleich, dem Prinzen eine Kleinigkeit als Geschenk zuzusenden, und hatten diese Aufmerksamkeit später nicht zu bereuen, denn es ward ein Anknüpfungspunkt für gesegnete und gedeihliche Verbindungen, und schon am 16. Januar 1722 kam ein Brahman mit einem Gegengeschenke und Briefe, in welchem der Prinz seine Geneigtheit gegen die Prediger bezeugte. Er bat um ein eingebundenes Buch mit weißem Papier, um in dasselbe sich die Grundsätze seines Glaubens verzeichnen

zu können. Schulke willfahrtete gern, ließ es aber nicht daran genug sein, das Erbetene zu übermachen, sondern legte einige kleine christliche Bücher bei und gab ein Schreiben mit, in welchem er seinem Amte nachkam und das Nöthige von Andeutung des Heilsweges einfließen ließ. So heißt es in dem Schreiben:

„Weil der allmächtige, ewige und wahre Gott mich, wie andere Menschen, geliebet, besonders aber seinen Willen, das wahre Gesetz, mir offenbaret hat, also hat er auch mich, alle Menschen zu lieben, und mit Lust und Freuden allen nach Vermögen Gutes zu thun, befehligt. Darum hat er mich aus Europa zu Euch gesandt, daß ich Euch den rechten Weg zeigen soll, wie Ihr die weltlichen Lüste fliehen, dagegen aber Jesum Christum, der der Weg zum Himmel ist, seinen Willen und die göttlichen Lehren erkennen sollet. Um deswillen hat er mir auch die Gnade geschenkt, Eure Sprache in kurzer Zeit zu fassen. Weil ich nun des großen Gottes Rath von der Menschen Seligkeit durch seine Gnade erkenne, ihn über Alles zu lieben, und dem schönen Muster Jesu Christi, seines Sohnes, welchen er in diese Welt gesandt, zu folgen suche, so bemühe ich mich, daß auch andere Leute durch Gottes Hülfe und Gnade glücklich und an Tugend reich werden, daß sie Sorge tragen um ihre Seele und um das Himmelreich, daß sie durch Jesu Christi Beistand dieses

und dann möglichst schnell nach dem ihm in diesem

Alles suchen und finden, ja daß sie auf solche Weise selig werden und in den Himmel kommen mögen."

Gelegenheiten sind keine Zufälligkeiten. Der Herr giebt sie. Darum müssen seine Diener sie ergreifen. Schulze ließ sich auch nicht gern eine entgehn, sondern wo sich eine zu ergeben schien, ging er darauf an. Jedermal war nun gerade nicht eine Gelegenheit, was als solche ausgesehen hatte; er mußte sich's denn gefallen lassen; doch besser: sich getäuscht, als etwas versäumt zu haben.

Nicht lange vor dieser Gelegenheit hatten Schulze und Dal eine andere zu finden geglaubt, Gottes Wort reichlich anzubringen, allein es war fehlgeschlagen. Es hatte nämlich ein großes Volksfest Statt finden sollen und sie waren hingegangen, unter der Menge zu predigen. Allein, als sie hinkamen, wurden sie von dem Anblicke, der ihnen da ward, so übernommen, daß sie nicht bleiben konnten, sondern eilends nach Hause kehrten. Die Sache, über die sie in ein so großes Entsetzen gerathen waren, war diese: Es stand da auf freiem Felde ein hoher Mastbaum aufgerichtet, oben daran war in wagerechter Richtung ein Querbalken befestigt, der an einem herunterhängenden Strick herumgeschwungen werden konnte; vom andern Ende desselben hing ebenfalls ein Strick herunter, und in dieses war unten ein Haken eingebunden. Dieser Haken wurde einem Menschen in den nackten Rücken geschlagen und der

Mensch an demselben in die Höhe gezogen und nun um den Mast rundum geschwungen. So etwas hatten die Brüder nicht vermuthet, als sie den Menschen so munter herzuspringen sahen, als ob es zum Genuß einer Herzenslust ginge, daher wandelte sie auch fast eine Ohnmacht an, und übermannt wichen sie von dannen. Die Peinigung des geschwungenen Mannes war aber ja keine Strafe, sondern ein Gottesdienst, womit er sich den Himmel erwerben wollte.

Je mehr sie von den Greueln des Heidenthums erkannten, um so mehr entbrannten sie in Verlangen, denselben ein Ende machen zu können. Oh, wie schmerzte es sie, nur ihrer drei zu sein, und nicht, wie sie doch so sicherlich gehofft hatten, neue Hülfe aus dem Vaterlande bekommen zu haben, und bald sollten ihrer auch nicht mehr drei sein, denn schon am 16. Februar 1722 ging Kistenmacher zur Ruhe seines Herrn ein.

Die Sorge für die Glieder, welche bereits der Gemeinde angehörten, sowie für das Schulwesen, nahm die Kräfte und Arbeit der beiden Uebriggebliebenen wenigstens noch in der ersten Hälfte des Jahres so in Anspruch, daß sie an ein kräftigeres Wirken nach außen wenig denken konnten. Die Zahl der Gemeindeglieder, die Seelsorge verlangte, betrug etwa zweihundert und vierzig, und wenn auch die portugiesische Schule nur ihren alten Stand behielt, so nahmen die Anstalten für tamulische Kinder, beides, von christlichen wie von

heidnischen Eltern bedeutend an Besuchern zu. Es wurde daher auch nöthig, für diese ein neues Gebäude aufzurichten, da die alten Räumlichkeiten nicht ausreichten. Im Monat Mai wurde mit Genehmigung des Kommandanten der Bau an einem zweckmäßigen Plage vorgenommen und ausgeführt, und noch vor Ende des Monats konnte die Schule für Christenkinder, so wie einige Zeit später die für Heidenkinder dahin verlegt werden. Für das Wachsthum der erwachsenen Christen war es ersprießlich gehalten, ihnen täglich Unterweisung zu geben. Daher fand an jedem Morgen, sowohl in tamulischer als portugiesischer Sprache eine Unterhaltung mit der Gemeinde in der Kirche Statt und daneben suchte man auf die Heiden innerhalb der Ringmauern der Stadt so gut möglich einzuwirken, so lange es noch nicht in Kräften stand, auch auf die Dörfer des dänischen Gebiets den Wirkungskreis auszudehnen. Man ging zu dem Ende in den von den Heiden bewohnten Stadttheil, stellte sich an eine Ecke oder wo sich Leute beisammen fanden, hielt eine Predigt oder Anrede, und fing dann an, die Zuhörer über das Vernommene zu befragen, und brachte so eine Unterhaltung in Gang. So unverständlich das Volk auch sonst war, so kam es doch jedesmal in großer Menge und mit großer Freude aus allen Gassen herzugelaufen und hatte seine Freude an der Predigt und dem Gespräche. Wenn man zu diesen täglichen Arbeiten noch das Unterrichten in

den Schulen und die Anweisung für die Katecheten hinzu rechnet, so wird man leicht begreifen, daß Zeit und Kräfte sattsam in Anspruch genommen waren.

Die Erholungs- und Mußestunden wurden auch noch ausgebeutet. Schulke wenigstens verstand es, sich zu erholen und zugleich seiner Gemeinde einen Segen zu bereiten. Die portugiesische Schule und Gemeinde hatte bereits ein stattliches Gesangbuch, in welchem die schönsten und kräftigsten Lieder des Freilingshaus'schen Gesangbuchs übersetzt enthalten waren. Allein die tamulische Gemeinde war dagegen noch sehr im Nachtheil, da eine Liedersammlung für sie zwar vorhanden war, aber nur geringen Umfang hatte. Wenn nun ein großes Fest einfiel und zwei oder drei Tage Gottesdienst gehalten wurde, so wußte Schulke oft nicht, was er bei den verschiedenen Gelegenheiten sollte singen lassen. Schon oft hatte ihm das leid gethan, aber er hatte noch kein Mittel gesehen, dem Uebelstande abzuhelpen. „Hätte mir“ — meint er — „Jemand gesagt: du mußt es machen wie der selige Ziegenbalg und die Liedersammlung durch Uebersetzung deutscher Kraftlieder vermehren, so hätte ich gewiß geantwortet: das ist unmöglich! ich werde dergleichen nimmer vermögen. Diesen Abend aber“ — fährt er in seinem Tagebuche vom 17. Mai fort — „nachdem ich alle Arbeiter hatte gehen lassen, des Tages Geschäfte beendigt waren und ich mich nun allein be-

fand, erholte ich mich von der Zerstreuung des Tages und sang das schöne Lied aus dem hallischen Gesangsbuche: Liebe, die du mich zum Bilde u. s. w. Als ich ausgefungen hatte, war ich gar ermuntert und erfreuet. Es fiel mir dann dabei ein: Siehe, das kannst nur du singen, was können aber die tamulischen Schüler? Ach, dachte ich, wenn man ihnen doch dieses Lied auch mittheilen könnte! — und indem ich also gedachte, bekam ich Lust, es zu versuchen, ob ich wohl im Stande wäre, es mit beibehaltener Melodie zu übersetzen. Ich setzte mich also hin, fing an zu schreiben und siehe, es ging von Statten, daß ich mit einem und dem andern Vers bald fertig ward, und das geschah um zwei Uhr in der Nacht. Oh, dachte ich, wohlan! mit Gott können wir Viel! Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Er wird ferner helfen."

Wagen hatte hier gewonnen und nicht für dieses eine Mal, denn nun setzte Schulze sich oft des Abends hin und konnte mit freudigem Muthe für seine Tamulischen Lieder übersetzen und mitunter auch neue verfassen. Jetzt erst wurden ihm seine Erholungsstunden rechte Erholung. Den Segen aber, der daraus fließen sollte, konnte Schulze noch nicht recht ahnen, erkannte er aber mit Freuden, als er offenbar ward.

Am 12. Oktober nämlich ward zuerst möglich, wornach man sich lange gesehnt hatte und woran man sich in Zukunft erhielt. Schulze ging mit den ge-

samnten christlichen Schulkindern tamulischer Zunge über die Ringmauern der Stadt hinaus auf die Dörfer des Gebiets, um auch dort das Wort von Christo erschallen zu lassen. Wo er ein Dorf betrat, da mußten die Schüler aus ihren Liedern anstimmen. Auf diesen ungewohnten Schall eilte Jung und Alt, Mann und Frau, aus den Häusern, aus den Gassen, ja vom Felde, wo es zu hören war, zusammen, zu vernehmen, was das bedeute. Sobald sich ein Haufe gesammelt hatte und das Lied geendigt war, trat Schulze hervor, that ein Gebet und hielt eine kurze Predigt oder Anrede; darauf machte er es, wie in den Gassen von Trankebar, fing an zu fragen, ob er verstanden sei, und die Folge war ebenfalls dieselbe: es entspann sich eine Unterhaltung über den Weg des Heils. Der erste derartige Auszug war so günstig ausgefallen, daß Schulze bald einen zweiten anstellte und demnächst wöchentlich einen solchen Besuch der Umgegend unternahm. Er blieb dann aber nicht dabei, bloß Ein Dorf zu betreten, sondern er durchzog deren mehrere und hatte es auf diese Weise bei der schwülen Witterung des Landes nicht leicht, wenn er vier- oder fünfmal predigte und eben so oft eine längere Unterhaltung führte, ob auch die Predigt nicht gar lang war. Dennoch that er diese Arbeit mit großer Freudigkeit, denn er merkte, daß der Herr seinen Segen gab. Die Menge, die sich um ihn sammelte, belief sich oft auf zwei- oder drei-

hundert Seelen. Mit einem so großen Haufen konnte er natürlich nicht allein die Unterhaltung in einer Weise führen, daß Alle gleichmäßig Segen davon hatten, allein da mußten ihm seine Katecheten zu Hülfe kommen, die sich nach der Predigt unter den Haufen vertheilten und der Eine hie, der Andre da, einen Kreis um sich sammelten, mit dem sie sich über das Gehörte besprachen und weiteres Gespräch über göttliche Dinge anknüpften. Der Tag verging gewöhnlich ganz damit. Früh Morgens zog man aus, spät Abends erst zog man wieder ein. In der Stadt selbst wurde auch noch eine andere Gelegenheit ergriffen, das Wort des Lebens auszustreuen. Es gab nämlich in Trankebar, wie anderwärts, viele Arme, die von Thür zu Thür gingen, ihr Brot durch Bitten zu suchen. Bei Schulke sprachen sie Sonnabends vor, und weil er milde gab, wagten immer Mehrere es, zu kommen. Mehr als sechszig erschienen so, und ihrer waren Etlliche Katholiken, Etlliche Muhamedaner, Etlliche Heiden. Schulke bestellte sie nun Alle zu einer bestimmten Stunde und hielt dann, ehe er seine Gaben austheilte, eine Ansprache an sie, in welcher er ihnen die Wahrheiten des Wortes an das Herz legte.

Je mehr Einer zu thun hat, desto rascher verfliegt ihm die Zeit. Ehe Schulke sich dessen versah, war schon das Jahr 1723 da. Die neue Jahreszahl konnte auf ihn keinen weitem Eindruck machen, als

ihn nur zu noch regerem Eifer anzu-spornen. War die Zeit so regsam, wollte er es gleichermaßen sein. Warum sollte er ihr auch nachstehen? — Der die Zeit gab, gab mit ihr auch Gelegenheit zur Arbeit; kein Tag erschien ohne dieselbige, und durch jede sah Schulze sich von Gott begrüßt. Natürlich mußte er wieder grüßen und hielt es für eine Ehre, Beides, begrüßt zu werden und wiedergrüßen zu können.

Das Ausgehen unter die Heiden auf den Dörfern ging ununterbrochen fort und überschritt auch hin und wieder das dänische Gebiet. Ein und zwanzig Ortschaften wurden allmählig besucht; da man wöchentlich einmal auszog und dann an vier oder fünf Stellen vorsprach, kam man alle Monate einmal rund. Man hatte zwar Gelegenheit, alle Tage allerlei Erfahrungen zu machen, allein die auffallendsten wurden doch bei diesen Wanderungen gesammelt. Zum großen Theil glichen sie denen, die Ziegenbalg mitgetheilt hat; allein zum andern Theil waren sie doch auch andrer Art, denn Schulze beobachtete in manchen Stücken ein andres Verfahren, als sein Vorgänger; da er nicht sowohl Angesehene, Gelehrte und Brahmanen suchte, um sich mit ihnen zu unterhalten, sondern anredete, wen er fand.

Selten erfolgte auf die Fragen sogleich eine Antwort, zum großen Theile zeigten dann noch die Antworten, wenn sie erfolgten, eine geringe Gabe, etwas zu begreifen. Es war bald zu merken, daß die Geistes-

Kräfte der Allermeisten wenig ausgebildet waren. Auch das Unverständigste ward mit einer Selbstzufriedenheit vorgebracht, als könnte nichts Wichtigeres gesagt werden. Der größte Haufe stand da, Mund und Nase weit aufgesperrt, voll Erstaunen über das Unerhörte, das sie vernahmen und ihnen wie Gedanken von Wesen höherer Art klang. Ein Widerspruch ward nie laut. Es kam bloß ins Ohr, was sie hörten; für ihren Verstand war es so gut, als gar nicht erschollen. Sie hatten keinen Sinn für die Worte, die Worte also auch keinen Sinn für sie. So hohl für sie die Worte klangen, so hohl waren sie auch selbst. Es ward offenbar, daß sie gar keinen Glauben, keine Religion irgend einer Art in der Weise hatten, daß ihr Geist und Gemüth davon ergriffen waren. Alle ihr Götzendienst war eine Schaafe ohne Kern, eine hohle Nuß. Diese Gedanken- und Sinnlosigkeit ist die Schuld der Brahmanen, die sich die geistige und geistliche Vormundschaft über das ganze Volk der übrigen Kasten angemacht und demselben eingeprägt hat, daß zum Denken bloß sie da sind, während den Niedrigeren allein die Arbeit zum Erwerbe des Zeitlichen für sich und sie zukommt. Nach diesem an der Mutterbrust eingesogenen Grundsatz lebt die Hindu-Welt hin. Daher genügt es den Geringen, den Brahmanen zu geben, was diese in Anspruch nehmen, und ihren Geist nicht weiter anzustrengen.

Eines Tages, als Schulke auf tandschaurischem Gebiete lehrte, kam unter Andern auch ein Soldat herzugelaufen. Schulke hatte eben den Leuten aus einander gesetzt, daß der Mensch nicht bloß aus Leib besteht, sondern auch eine Seele hat, und wollte ihnen sodann bemerklich machen, daß die Seele etwas Höheres sei, als der Leib, und also auch eine angelegentlichere Sorge von ihrer Seite fordere, fand es aber, nach gemachter Erfahrung, gerathener, vorerst die Frage an Einen und den Andern zu thun, ob er auch wirklich meine, eine Seele zu haben. Damit war er gerade beschäftigt, als der Soldat gelaufen kam. Schulke ward ihn gewahr und fragte ihn auch sogleich: „Hast Du eine Seele?“ — „Bei Leibe nicht!“ — rief der, „wer wollte eine Seele haben?“ — Die Umstehenden, die es besser wußten, erhuben ein Gelächter. Schulke wandte sich an ihn und bemühte sich, ihm zu beweisen, daß er sich irre, allein alle Bemühung halfen nichts, er blieb dabei, daß er keine Seele habe; er verbat sich's, ihm eine zuzutrauen, und ging zuletzt, da man nicht aufhörte, ihm eine zuzumuthen, ganz aufgebracht von dannen. Den Schimpf wollte er nicht haben, daß er eine Seele hätte!

Da war Schulke mit seiner Kunst zu Schanden geworden. Zu andern Malen wußte er die Leute besser einzutreiben. Der Herr hatte ihm Gaben dazu verliehen. Eines Tages stand er in Voreiar an der Gasse

und predigte. Er wollte es nicht lange machen; wie gewöhnlich, wollte er sich kurz fassen. Allein Einem unter den Zuhörern ward's doch bald zu lange oder zu viel; aber statt in Ungeduld von dannen zu gehen, fing er, gegen sonstige Art der Hindus, an, allerlei Fragen dazwischen zu werfen, und Schulke sah sich genöthigt, abzubrechen, um mit ihm weiter zu verhandeln. Im Gange der Unterhaltung kamen die Beiden auf die Einheit Gottes zu sprechen. Diese gestand der Hindu gerne zu, weil ihr Glaube am Ende wirklich, wenn er sich durch alle Götzen und Götter hindurch gearbeitet hat, bei einem einigen, verborgenen Gotte endigt. Aber Schulke wollte mehr als dieses Zugeständniß, er verlangte, daß Alles, was außer dem einigen, wahren Gott noch als Gott genannt werde, falscher Gott sei. Daran wollte der Mann aber durchaus nicht: Gott sei in Allem und Alles, behauptete er, darum seien auch ihre Götter rechte Götter. Schulke hob nun an: „Wenn Alles Gott ist, ist dann der Baum, der hier steht, auch ein Gott?“ — „Freilich,“ meinte der Gefragte. — „Bist Du besser, oder ist der Baum so viel als Du?“ fuhr Schulke fort, und jener konnte nicht anders, als sich den Vorzug vor dem Baum zuerkennen. Damit aber hatte Schulke ihn gefangen, denn nun hieß es: „Du sprichst, dieser Baum ist Gott, und dennoch sagst Du: ich bin besser als der Baum; also sagst Du, Du seist auch ein Gott, und ein noch besserer

Gott, als der Baum.“ — Beschämt war er und stumm. Die Umstehenden lachten ihn aus. Das aber verdroß ihn, und er wollte nun versuchen, sich aus der Schlinge zu ziehen und seine Ehre wieder herzustellen. — „Es ist nur Eine Sonne am Himmel“ — hob er kecklich an — „setze ich aber Gefäße mit Wasser an die Erde, so stellt sich ja in jedem Wasser eine besondere Sonne dar. So verhält sich's mit dem großen Gotte auch, der offenbart sich in den kleinen und zeigt sich in jedem auf besondere Weise. Was man also den kleinen thut, das thut man auch dem großen; die Ehre, die man seinem Bilde giebt, giebt man ihm selbst; denn es hat ihm gefallen, sich in den untern Göttern zu ver bilden.“ — Da hatte er etwas gesagt, das seinen umherstehenden Landsleuten nichts Geringeres als göttliche Weisheit schien. Sollte Schülke noch etwas zu antworten wissen? — „Was Deine Vergleichung betrifft“ — hob dieser an — „so hinkt sie sehr. Die Sonne bleibt trotz ihrer Abspiegelungen im Wasser die eine; was sich abspiegelt, ist keine Sonne, nur ein Bild. Aber ihr Bild ist noch, wie sie selbst, feurig. Hast Du schon in einem Wasser schwarze, oder grüne, oder blaue, oder bunte Sonnen gesehen? Aber wie! der einige Gott ist allmächtig. Sind die Götzenbilder das auch? Nein. — Der einige Gott ist heilig. Wollt Ihr das von Eurem wollüstigen Schiwa sagen? Nein. — Der einige Gott ist gerecht. Ist's Schiwa, der Füchse

für Pferde verkauft und die Leute um ihr Geld gebracht hat? Das Bild des einigen Gottes ist nicht in Euren Göttern, folglich sind sie keine." — Zu Ende war des Weisen Weisheit.

Auf den Dörfern wohnten nicht bloß Heiden, sondern auch Muhamedaner und Katholiken, ja, in einem lebten nur Muhamedaner, in einem andern nur Katholiken. Daß die Muhamedaner erst zu Gottes Wort zu bekehren waren, versteht sich von selbst, und also auch, daß Schulze sich mit seiner Predigt unter sie begab. Allein daß er es auch für gleich nothwendig hielt, sich in den katholischen Ort zu begeben, obwohl die Leute ihren eignen Geistlichen hatten, das mag manchem Leser nicht so geradezu einleuchten wollen. Jedoch, wer weiß, was Schulze wußte, begreift schon, was geschehen mußte. Schulze hatte Bücher gelesen, die von katholischen Missionaren für ihre Gemeinden und zur Belehrung der Heiden abgefaßt waren. In diesen allen fand er aber nichts von Christi Thaten und Wundern, was aber Maria gethan und gewirkt haben soll, war da des Reichlichen berichtet. — Eines Tages kam ein katholischer Christ zu Schulze. Es entspann sich eine Unterhaltung über den Glauben. Der Katholik wurde gefragt, ob er wohl wisse, wer Himmel und Erde erschaffen habe; eine Weile bedachte er sich, dann antwortete er: „wer wollte doch wohl anders den Himmel und die Erde geschaffen haben, als Maria? —

Die katholischen Geistlichen zu Trankebar verstanden auch nur portugiesisch, konnten daher die Tamuln nicht belehren, und lasen ihre Messen lateinisch, daß weder Tamuln noch Portugiesen etwas davon verstanden. Ein Katholik, der zu der evangelischen Gemeinde übertrat, sprach sich über den katholischen Gottesdienst in einem Gleichnisse aus, das sehr bezeichnend lautet. — „Wenn wir“ — meinte er — „in unsere Kirche gehen, so ist es nicht anders, als wenn ein Hund seinem Herrn in die Kirche nachläuft. Wenn die Leute singen und beten, so steht der Hund und sieht nur, wie die Leute den Mund bewegen, mehr versteht er nicht davon.“ — Der Leser braucht aber auch nur an das zu denken, was über die Bekehrungsart gesagt ist, die Xavier beobachtete, und die von seinen Nachfolgern beibehalten wurde, um zu begreifen, daß katholische Christen in Ostindien nicht viel besseres, als getaufte Heiden sein konnten.

Schulze sagt: „Da dem Leben nach, und in dem, was sie von Gott und ihrer Seligkeit wissen sollten, zwischen Heiden, Muhamedanern und Katholiken allhier kein großer Unterschied ist, so habe ich so viel Ursache bei Einem als bei dem Andern gefunden, ihnen den Rath Gottes zur Errettung ihrer armen Seele kund zu thun.“ Daher zog er denn auch an dem Tage, da das muhamedanische und katholische Dorf an die Reihe kam, getrost in dasselbe hinein, und fand,

daß die Leute sich gerne um ihn sammelten, seine Predigt hörten und an seiner Unterhaltung Geschmack hatten. Mehre Monate war es so ganz sinnig zugegangen; als aber Schulke zum zweiten Male kam und singen ließ, da war es, als wäre keine lebendige Seele im Orte: Keiner kam herbei, Keiner ließ sich auch nur sehen. So ging es bei den Muhamedanern, eben so bei den Katholiken. Schulke mußte also unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im folgenden Monate stellte er sich wieder ein. Dieselbe Erscheinung. Er hatte aber schon erfahren, woher sie rühre. Der muhamedanische Priester so gut, als der katholische Pater hatten es ihren Gemeinden verboten, sich um ihn zu sammeln. Nachdem daher das Lied gesungen war, konnte er nichts Weiteres, als ein Gebet für die Dtschaften thun und ihnen den Rücken wenden.

Die Verbindung mit dem tandschaurischen Prinzen, Namens Telungurasa, die im vorletzten und vorigen Jahre angeknüpft war, hatte in diesem ihren vortrefflichen Fortgang. Der Prinz schickte schon Anfangs des Jahres einen Brief nebst einem Geschenke, und bat um freundliche Zusendung von allerlei ihm nothwendigen Dingen. Schulke benutzte die Gelegenheit, sich nicht nur durch Erfüllung der Bitte den Prinzen geneigt zu erhalten, sondern ihm auch die Errettung seiner Seele an's Herz zu legen und ihm außer einem Neuen Testamente mehre christliche Schriften in tamulischer

Sprache zuzuschicken, die ihm den Heilsweg zeigen könnten. Als Schulke bald darauf von einer Krankheit befallen wurde und Telungurasa davon gehört hatte, kam von diesem ein theilnehmendes Schreiben mit Erkundigung nach dem Befinden und zugleich eine Einladung, den Prinzen, der in einigen Tagen auf ein Fest in die Nähe nach Tirukkarejur kommen würde, daselbst zu besuchen. Schulke konnte dieser Einladung nicht nachkommen, weil die Arbeit ihn zu sehr in Anspruch nahm, denn auf Dal war nicht viel zu rechnen, schickte jedoch drei Eingeborne aus seinem Hauswesen mit einem Briefe an den Prinzen, in welchem er die Gründe seines Ausbleibens aus einander setzte, und hatte die Genugthuung, daß Telungurasa die Abgeschickten auf's Freundlichste aufnahm und dabei eine große Vorliebe für die Prediger und ihre Anstalten zeigte. Die Heiden in des Prinzen Hofstaat konnten sich nicht genugsam verwundern, wie große Gunst und Gewogenheit er den abgesandten Christen bewies, da sie gewohnt waren, gegen Christen nur Haß auszulassen, und am allerwenigsten daran dachten, sie zu ehren, wenn sie sie auch nicht kränkten. Und hier bewies ein Prinz von königlichem Geblüte niedern Leuten und Christen eine solche Ehre. Das mußte Aufsehen machen. Am 5. Mai fand Schulke neue Gelegenheit, einen Boten mit einem Briefe an den Prinzen nach Landschaur selbst zu senden. Diesen Brief aber können wir wieder einmal

lesen, um nicht bloß gewiß zu sein, daß Schulke, sondern auch, was er geschrieben hat.

„Es ist sehr billig und recht“ — lautet er — „daß alle Menschen den Herrn, der sie erschaffen hat, kennen, lieben, sein Wort hören und ihm dienen. Wer zu dieser Zeit gottselig lebet, derselbe ist unter den Eitelgesinnten ein Wunderding. Wer aber unter den Menschen den großen Gott, seine göttliche Macht und Eigenschaften recht erkennet, der ist über alle Menschen der glücklichste; denn derselbe weiß, daß der höchste Gott, der Ursprung alles Guten, gerecht und gütig ist und um der Menschen willen alle Kreatur erschaffen hat, sie noch regiere und erhalte; deswegen fürchtet er ihn und setzt sein Vertrauen auf ihn, so lange er lebet. Der große Gott ist nur Einer. Die Götzen aber, weil sie weder den Himmel noch die Erde gemacht haben, auch keine göttlichen Eigenschaften besitzen, sondern leblose und betrüglische Bilder sind, verdienen, daß sie von allen vernünftigen Menschen verworfen werden. Hingegen derjenige Gott, der uns den Odem, das Leben, Speise und Kleidung und die Gesundheit täglich und reichlich mittheilet, denselben sollen die Menschen erkennen lernen und ihn mit Freuden aufnehmen. Viele Leute sorgen nur bloß um den Leib, allein wenn wir edle und tugendhafte Menschen werden wollen, so müssen wir die Herrlichkeit der Seele, die in unserm Leibe wohnt, erkennen und vornämlich um Erlangung ihrer

Gesundheit und Seligkeit Sorge tragen. Wenn wir dies zu thun Willens sind, so müssen wir vor allen Dingen unsern Schöpfer erkennen lernen. Damit wir aber ihn erkennen mögen, müssen wir mit Andacht und mit Lust das wahre Gesetz aufnehmen und lesen, welches er vom Himmel herab geredet hat. Wenn Ew. königl. Hoheit belieben, dieses Gesetzbuch, welches ich hiemit sende, zu lesen, so werden Sie darinnen deutlich finden, wie der große Gott den Himmel, die Erde, die Menschen und Alles geschaffen hat. Ich wünsche von Herzen, daß der große Gott Ihnen wolle gnädig sein und Ihnen göttliches Licht und erleuchtete Augen daraus schenken. Zu dem Ende sende ich zwei Alte Testamente mit." —

Hätte es der Leser besser zu machen gewußt?

Jedes Jahr hatte bisher seine eigene Auszeichnung gehabt: im Jahre 1719 waren die neuen Arbeiter angekommen, im Jahre 1720 fing Schulze an, tamilisch zu predigen, im Jahre 1721 wurde die Verbindung mit Landschaur angeknüpft, im Jahre 1722 war das Ausgehen unter die Heiden wieder angefangen worden; wodurch konnte denn nun das Jahr 1723 ausgezeichnet werden? Gab es noch etwas Neues anzufangen, oder etwas bisher Unterlassenes wieder aufzunehmen? — Jawohl gab es von der letztern Art noch ein wichtiges Stück. Freude und Geschick gehörte dazu, es anzugreifen; bisher hatten sie gefehlt, aber im März fanden

sie sich vor. — Wozu? — Wer von Ziegenbalg weiß, muß wissen, daß er die Uebersetzung des Alten Testaments zwar angefangen, aber nur bis zum Buche der Richter vorwärts gebracht hatte. Lange schon hatte Schulze sich darnach gesehnt, die Arbeit fortsetzen zu dürfen, allein dazu gehörte mehr, als sich tamulisch mit den Leuten unterhalten und predigen zu können, dazu gehörte größere Bewandertheit in dem Sprachausdruck. Im März aber konnte Schulze sich zutrauen, die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen, und somit beschloß er denn, in des Herrn Namen das Werk anzugreifen. Er verließ sich dabei aber nicht auf seinen Verstand allein, so weit Menschenverstand dazu nöthig war, sondern nahm den andrer Leute zur Hülfe, der dienstlich schien. Er ging bei seiner Arbeit auch so vorsichtig zu Werke, als Viele, die ihn damals über sein Unternehmen tabeln wollten und es vielleicht jetzt noch mißlich finden, nicht gethan haben würden. Er nahm die hebräische Bibel vor sich, las einen Vers laut, deutlich und mit Verstand. Hatte er denselben gefaßt, und fand er keine Schwierigkeit mehr, ihn zu verstehen, so sagte er ihn seinem tamulischen Schreiber tamulisch vor. Hatte dieser nebst andern anwesenden Sprachkennern das Tamulische gut befunden, so ward es hingeschrieben. Nachdem das geschehen, wurde der Vers noch einmal vorgelesen, um ja zu hören, ob er auch genau getroffen, oder ob im Schreiben geirret oder etwas ausgelassen

sei. Außerdem war ein gelehrter Brahmane gedungen, der das Ganze noch einmal beurtheilen und bei schweren Worten seinen Rath geben mußte. War aber ein Vers im Grundtext schwer, so hatte Schulze eine große Menge Hülfsbücher, die ihm bei der Auslegung helfen konnten, und die Uebersetzungen in fast alle europäischen Sprachen. Als besonders günstig muß es noch angesehen werden, daß der Schreiber deutsch verstand und sich also über den treffendsten Ausdruck mit Schulze noch sicherer verständigen konnte. Unter diesen Umständen war nach Menschenurtheil tausend gegen Eins zu wetten, daß die Arbeit tüchtig ausfalle; es kam aber noch dazu, daß Schulze sein Werk nicht ohne den Herrn angefangen hatte und fortführte, sondern unter herzlichem Gebete allezeit zu ihm aufschaute und seinen Segen suchte. Da mußte das Werk denn wohl gedeihen, und es gelang auch, bei sechs Stunden täglicher Arbeit, im Laufe des Jahres noch das Buch Ruth, die Bücher Samuelis und der Könige, den Psalter und die Sprüche Salomonis zu vollenden.

Ganz ohne Kreuz ging das Jahr auch nicht vorüber. Um die Mitte desselben wurde die Missionskasse bestohlen, allein der Thäter nach einiger Zeit ertappt und ein Theil des Gestohlenen wieder herbei geschafft. Gott der Herr bewahrte vor dem Verlust des Ganzen, ehe es zerstreuet war. Ein Bursche hatte den Diebstahl begangen, seine Mutter das Geld mit zu sich genom-

men. Nach einiger Zeit aber ward sie in ihrem Gewissen über die Unthat so beunruhigt, daß sie nicht anders konnte, als bekennen und wieder erstatten, was noch in ihren Kräften stand. Sie hatte Manches ausgeliehen, aber Sämmtliche, die so etwas empfangen hatten, suchten es alsbald wieder aufzubringen und der Kasse wieder zuzustellen; ein armes Mädchen, das von dem Diebe einige Pfennige als Almosen bekommen hatte, brachte auch diese wieder. — Ein anderer Schaden entstand durch ein furchtbares Unwetter, das sich am 14. Dezember gegen Abend vom Lande her erhob. Es stürmte dermaßen, daß alle Ziegeldächer abgerissen wurden, und der starke Regen alle Häuser mit Wasser füllte. Die kleinern Häuser wurden entweder gleich zusammen gebrochen, oder erst in die Höhe gehoben, in der Luft umgetrieben und dann einige Klafter weit fortgeschleudert. Alle Bäume waren entweder mit der Wurzel aus- und weit hinweggerissen oder abgebrochen. Viel Vieh wurde ergriffen, ins Meer gestürzt und so ersäuft. Die Vögel lagen am andern Morgen in großer Menge todt umher. Viele Häuser der Gemeindeglieder wurden vernichtet, die Obdachlosen fanden im Missionshause Aufnahme. Dieses zwar bewahrte der Herr als einen Augapfel, daß es keinen Schaden nahm, allein die Besitzungen zu Boreiar und Tilleiali hatten entsetzlich gelitten. — Als ein drittes Kreuz kann man ansehen, daß der ehemalige katholische Pater zu Tran-

febar von Manilla aus, wohin er versetzt war, eine Schrift gegen die evangelische Kirche und die lutherische Mission zu Trankebar in die ostindische Welt hinaus-schickte; allein auch hier war ein Trost beigegeben, denn die Beschuldigungen, die in dem Buche ausgesprochen waren, erschienen gleich auf den ersten Blick als offenbare und handgreifliche Lügen. — Schultze wurde auch wiederholentlich von Krankheit befallen, und dachte oft, seine Zeit abzuschneiden sei gekommen, allein der Herr richtete ihn immer bald wieder auf und schien ihn durch solche Kreuzeschläge nur zu um so größern Eifer anspornen zu wollen, die ihm noch zugestandenen Tage recht wacker auszubenten.

So sind wir am Jahre 1724. Zu Trankebar giebt's während desselben nichts sonderlich Neues. Alles geht seinen gewiesenen Gang. Dafür giebt es aber in Europa etwas, das uns angeht. Das Werk der Heidenbekehrung in Ostindien hatte dort warme Freunde, denen es sehr am Herzen lag. Es lebten noch König Friedrich der Vierte und August Herrmann Francke; es bestand noch in Kopenhagen der Missionsrath, so wie in England die Gesellschaft für Ausbreitung der Erkenntniß Christi. Sobald die Nachricht von Ziegenbalgs und Gründlers Abscheiden eingetroffen war, hatten Alle insgesammt daran gedacht, die Lücken wieder auszufüllen, der König und sein Rath, die englischen Freunde hatten Francke aufgefordert, neue

Boten auszusondern, dieser hatte alles Mögliche, das in seinen Kräften stand, gethan, aber es hatte Anfangs nicht gelingen wollen. Manche waren willig gewesen; wenn es aber hatte zur Ausführung und Abschluß kommen sollen, waren entweder diejenigen, die hatten gehen wollen, selbst bedenklich geworden, oder es waren ihre Eltern und Verwandte nicht zu bewegen gewesen, ihre Einwilligung zu geben. Francke war bereits sehr bekümmert, wurde es aber noch vielmehr, als die Engländer immer dringender mit ihrem Mahnen wurden.

„Ich spreche Dich um gottselige und verständige Männer an“ — schrieb zuletzt der Erzbischof von Canterbury — „die zum Amte unter den Heiden geschickt sind, damit sie mit unsern nächsten ostindischen Schiffen abgehen können. Ich bitte, ja ich bitte Dich inständigst um diese höchstnöthige Hülfeleistung. Es bittet mit mir die hochansehnliche Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums; es bitten eben darum die Wenigen, die noch von den nach Indien Gesandten übrig sind und an diesem Werke unablässig arbeiten; es bitten die Neubekehrten, die durch ihren Dienst zu der Gemeinde hinzugezogen sind, ja, unser Herr und Heiland Jesus Christus selbst bittet nicht sowohl darum, sondern verlangt, fordert und heischt es nach seinem höchsten Recht, und wird auch keine abschlägige Antwort bekommen.“

Das war ein Anlauf zum Umstürzen. Wie wollte Francke bestehen, hatte er nicht, worauf er sich

stimmte? Das war ein Flammeneifer, der nach Nahrung ausloderte; konnte Francke ihm keine bieten, wie er sie suchte, so mußte er sich selbst vom brennenden Schmerze ergriffen fühlen: und — Brand verzehrt; allein er war geborgen. Drei Kandidaten des Predigtamtes hatten sich bereits entschlossen erklärt. Diese waren Martin Boffe, von Nelben im Magdeburgischen, Christian Friedrich Pressier, von Perleberg in der Priegnitz, und Christoph Theodosius Walther, von Soldin in der Neumark. Sie reisten auch am 8. September bereits nach Kopenhagen ab, um daselbst die Weihe zu ihrem Amte zu empfangen. Nachdem ihnen diese am 30. desselben Monats zu Theil geworden war, und sie noch verschiedene Male vor dem Könige und seinem Hause gepredigt hatten, kehrten sie noch einmal nach Halle zurück. Von hier begaben sie sich am 8. Dezember über Rotterdam nach England, wo sie am letzten Tage des Jahres glücklich in London eintrafen.

Der Leser, der die Gabe hat, etwas zu merken, wird von selbst wissen, daß es in London nicht mit einem Besuche auf wenige Tage gethan ist. Wie sollten die ostindischen Schiffe denn diesmal gerade so ganz zu Anfang eines Jahres aussegeln? Damit zieht es sich immer etwas weiter ins Jahr hinein. Die Bittensurung verordnet das so. Es versteht sich aber auch wohl von selbst, daß die Drei es recht mit Fleiß und Absicht darauf angelegt haben, länger in London zu verweilen,

denn daß die Schiffe noch nicht so frühe gehen würden, wußten sie so gut als wir; aber in London gab es viele warme Freunde der Heiden, und mit diesen wollten sie sich legen, mit diesen sich inniger verbinden. Es ist uns nirgends gesagt, auf wie herzliche Aufnahme, auf wie innige Theilnahme sie gerechnet haben, allein sie haben sich's wohl nicht so köstlich in Gedanken ausgemalt gehabt, als sie es nachher in der Wirklichkeit gefunden, denn sie wurden in der That mit einer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt, die sie auf's Herzlichste rührte und auf's Lebendigste für ihren heiligen Beruf begeisterte. Wiederum erregte auch ihre Anwesenheit in der Stadt große Theilnahme an dem Schicksale der Heiden bei Arm und Reich, Niedrig und Hoch. Wenn sie predigten und die Becken zum Besten der Mission ausgestellt waren, fielen reiche Gaben, und andere wurden noch geschickt. Der König, der Kronprinz und seine Gemahlin, andere fürstliche Personen entboten die Heidenprediger zu sich, erkundigten sich nach ihrem Vorhaben, bezeugten ihre Freude darüber und reichten ihnen Geschenke zur Förderung des Werks. Der Aufenthalt, der einen Monat dauerte, war gesegnet für die Drei, gesegnet für die Mission, gesegnet für Viele, mit denen sie in Berührung kamen. Endlich am 5. Februar lief die Mußezeit zu Ende; es ging nach Deal, wo die Schiffe lagen, nach einem kurzen Aufenthalte

und nach dem in der Nacht nach London zurückkehrten.

daselbst am 14. Februar an Bord und des folgenden Tages unter Segel.

Ob wir uns mit auf die Reise machen? Eigentlich trägt eine Seereise zum Werke der Heidenbekehrung nichts weiter bei, als daß sie die Boten an Ort und Stelle bringt. Diesmal fiel freilich noch dies und jenes vor, das zum Zwecke diente: es wurden Betrachtungen über die Apostelgeschichte angestellt, Unterhaltungen über die Einwendungen geführt, die von Hindus und Muhamedanern gemacht zu werden pflegen, wie davon nach Europa berichtet war; man lernte englisch und nahm sich des Schiffsvolks an; doch das kann man sich schon merken, ohne es gerade mit durchzumachen. Daher ist's genug, sie ans Ufer zu begleiten und an Bord zu bringen. Darauf können wir uns flugs nach Trankebar begeben, Alles, was sich bis zu ihrer Ankunft Merkwürdiges begiebt, in Augenschein nehmen und ihnen darnach bei ihrem Eintreffen ans Ufer entgegen gehen, um sie so herzlich zu empfangen, als wir sie nun entlassen. Um uns aber zuvor noch einen Begriff von der Stimmung zu machen, welche unter den Reisenden herrschte, wollen wir noch erst ein Lied hören, das Walthar unterwegs dichtete und nach der Weise: „Es ist das Heil uns kommen her“, sang, wie folgt:

Seht! Himmel, Erde, Luft und Meer,
 Und was darin enthalten,
 Zeugt von des Schöpfers Wunderheer
 Und seinem Allmachtswalten.
 Auf, meine Seele! singe du,
 Bring' jetzt dein Loblied auch dazu
 Und preise deinen Schöpfer.

Seht an der Wasserwellen Lauf,
 Wie sie so heftig brausen;
 Sie steigen häufig ab und auf
 Und loben Gott mit Saufen;
 Die großen Berge wälzen sich,
 Das Wasser thürmt sich wunderbarlich
 Und siedet wie in Töpfen.

Herr Zebaoth, wie wunderbar,
 Wie groß sind Deine Werke!
 Du ordnest der Geschöpfe Schaar
 Mit Weisheit und mit Stärke;
 Es ist das Meer, das groß und weit,
 So voll von Deiner Gütigkeit,
 Als selbst von Sand und Tropfen.

Wer hat dem Meer sein Ziel gesetzt
 Und ihm den Lauf gebrochen,
 Daß es die Gränze nicht verlegt? —
 Du hast zu ihm gesprochen:
 Hier hab' ich Thor und Damm gemacht,
 Vor deiner stolzen Wellen Pracht;
 Bis hieher sollt du kommen.

Du giebest Weg und sichern Lauf
Im Meer und in den Wellen.
Der Mensch begiebet sich darauf,
Den Handel zu bestellen;
Er gehet in ein fremdes Land
Und läßt, o Vater! Deine Hand
Das schlechte Holz regieren.

Wenn Noah in die Arche steigt,
So muß er Dir vertrauen,
Der du ihn selbst die Kunst gezeigt,
Das erste Schiff zu bauen;
Ihn trug Dein allmacht'svolles Wort
Auch ohne Mast und Segel fort;
Der Glaube war das Ruder.

Will Jona auf das Meer entflieh'n
Vor Deinem Angesichte,
Und sich dem Predigtamt' entziehen,
So wird sein Rath zu nichte;
Doch ein entstand'nes Ungeßüm
Fügt es so wunderbarlich, daß ihm
Der Fisch zum Schiff geworden.

Da zeigtest Du, der könne auch
Nach Deinem Willen leben,
Der sich ohn' eines Schiffs Gebrauch
Mußt' in das Meer begeben;
Du brachtest ihn an Ort und Stell',
Wie Du gethan an Israel,
Und auch hernach an Petro.

Ja, Herr, Du pflegtest selbst Dich
 Der Schifffahrt zu bedienen.
 Als einst das Schiff beim Wirbel sich
 Zu senken schon geschienen,
 So warest Du der Steuermann,
 Der Wind und Meer gebieten kann,
 Und sie sind Dir gehorsam.

Wohl dem, der Dich nur mit sich nimmt,
 Wenn er zu Schiffe gehet,
 Den sein Beruf dazu bestimmt
 Und der im Glauben gehet.
 Kommt dann ein Paulus in Gefahr,
 Verliert er dennoch nicht ein Haar;
 Du schenkst ihm auch die Andern.

Sei Du auch wenn ein Sturm entsteht,
 Mein Schiff in Wasservogen,
 Mein sicherer Kompaß, mein Magnet,
 Der Keinen je betrogen:
 Ja wenn ein rauhes Ungeßüm,
 Mein Schifflein treibet um und um,
 So sei Du denn mein Anker.

Sei Du mein Leitstern Tag und Nacht,
 Denn so wird mir die Meile,
 Ja selbst ein Grad zum Schritt gemacht,
 Sei Wolk- und Feuersäule;
 Und Deine Liebe kann allein
 Der beste Schirm im Sturme sein,
 Wenn Mast und Anker brechen.

Muß ich in Wassers Fährlichkeit,
 Gleich einem Trunknen wanken,
 Und bleibe doch in Sicherheit,
 Will ich Dir herzlich danken,
 Für Deine Güte in solcher Noth,
 Daß Du mir hilfst, da ich halb todt
 Bald auf-, bald abwärts fahre.

Dringt sonst ein Unfall auf mich zu,
 So wollst Du mich bewahren;
 Den Hinterlassenen laß Du
 Auch Gutes widerfahren,
 Bis Du uns aus dem Meer der Welt
 In jenen Hafen hast gestellt,
 Wo man kein Meer mehr siehet.

Wir sind also in Trankebar. — Wie mag's da
 aussehen seit Jahresfrist? — Die Uebersetzung des Alten
 Testaments ist am 12. März 1725 vollendet; der
 Druck derselben ist auch wieder aufgenommen. Das
 Predigen unter den Heiden hat acht und zwanzig See-
 len zur Gemeinde herzugeführt und durch Besuche von
 hie und da her ist der Ruf von den evangelischen Pre-
 digern immer weiter gedungen. Zu Anfang des Jah-
 res war die Papiermühle, deren man entbehren konnte,
 weil das Papiermachen mit vielen Kosten verbunden
 war und man besseres Papier aus Europa bekommen
 konnte, zu einer Schule eingerichtet, damit den dasigen
 Heiden Gelegenheit gegeben würde, ihre Kinder unter-

richten zu lassen, und als Schulke an die Wand derselben einen Zettel hatte anschlagen lassen, durch welchen die Heiden aufgefordert wurden, ihre Kinder doch an der Wohlthat des Unterrichts Theil nehmen zu lassen, kamen auch außer den christlichen Kindern eine Anzahl heidnischer. Dazu hatte Schulke Freude, weil der dänische Kommandant gerade einen Befehl ergehen ließ, daß alle Bewohner des dänischen Gebiets ihre Kinder zum Schulbesuche anhalten sollten, und so den Missionaren in die Hände arbeitete, welche den Kindern, die ihnen anvertrauet wurden, nicht nur die Bezahlung der Schulgelder erließen, sondern auch noch Bücher, Palmblätter zum Schreiben und Griffel frei hielten. Als Schullehrer mußten freilich meistens, wie wir schon wissen, Heiden angestellt werden, allein die Prediger hielten doch ganz entschieden darauf, daß auch die heidnischen Kinder den Katechismus sowohl, als einige kurz gefaßte christliche Sprüche lernten und aus dem Neuen Testamente vorlesen hörten. Als im Aprilmonate 1725 eine Prüfung mit der gesammten Schule angestellt wurde, konnten auch alle heidnische Kinder den kleinen Katechismus Luthers so fertig hersagen, daß die dabei anwesenden Europäer sich auf's Höchste darüber verwunderten. Schulke aber bemerkt dabei: „Ob sie schon denselben ins Gedächtniß gefasset und herbeten können, so sind sie doch noch bis diese Stunde Heiden. Darum müssen die Leute in Europa aus ihren Kindern nicht

zu viel machen, wenn sie den Katechismus ohne Verstand hersagen können. Denn damit ist es noch nicht bewiesen, daß sie Christen sind; sientmal ja der hiesigen Heiden Kinder das eben auch können. So wird man denn den Unterschied zwischen einem heidnischen und Christen-Kinde künftig genauer untersuchen müssen. Denn nunmehr ist den Christen-Kindern in Europa, welche bloß den Katechismus auswendig wissen und nicht darnach auch ihren Wandel anstellen wollen, der Christenname hiedurch bestritten gemacht. Ich halte aber dafür, daß hiesige Einwohner vorher die christliche Lehre lernen, ehe sie den heiligen Namen, der von so vielen Millionen entheiligt wird, äußerlich anzunehmen Freiheit bekommen.“

In Folge der Verordnung des Kommandanten hinsichtlich des Schulbesuchs waren viele Tamulen zu den Katecheten gekommen, und hatten diese gefragt, was für eine Bewandniß es eigentlich mit diesem Befehle habe. Die Katecheten merkten, daß die Eltern wohl geneigt waren, der Verordnung bestmöglichst nachzukommen, wenn es ihnen nur nicht etwa zu theuer zu stehen käme; sie setzten daher ohne Wissen der Prediger eine Aufforderung an ihre Landsleute auf, ihre Kinder doch in die Schulen der Missions-Anstalt zu schicken und den Predigern zu übergeben. Solche billigte sie, als sie ihm vorgelegt wurde, und so wurde sie denn an mehreren Plätzen öffentlich angeschlagen. Die

Folge davon war natürlich, daß viele Eltern ihre Kinder brachten. Dazu kam, daß ein heidnischer Schullehrer zu Trankebar schon früher den Wunsch gegen mehre Gemeindeglieder geäußert hatte, er möchte sich wohl mit seiner Schule unter die Aufsicht der Mission stellen. Schulke hatte sich bisher nicht geneigt gefühlt, darauf irgendwie einzugehen. Jetzt aber, da alle heidnischen Kinder in die Missionschulen eingeladen wurden, trat dieser Schulmeister auf und unterwarf sich mit seiner ganzen Schule der Mission und ihren Anstalten; „denn“ — sagte er — „ich habe Eure Bücher gelesen; darin sind lauter gute Sachen, was hindert's, daß meine Schulkinder dieselben nicht auswendig lernen sollten.“ — Als Schulke und Dal ihn aufnahmen, wollten sie ihm Anfangs einen christlichen Schullehrer zugesellen, der die Kinder aus den christlichen Büchern lehren könne. Allein er meinte, wenn das auch ganz gut sei, so sei es doch nicht ganz klug; er wolle selbst einen Monat lang die Kinder aus den christlichen Büchern lehren, damit die Heiden nicht abgeschreckt würden, wenn sie jetzt sähen, daß christliche Lehrer bei ihren Kindern wären, und ihre Kinder etwa wegnähmen. Es wurde die Schule ihm also auf einen Monat allein überlassen, und er that nach seinem Versprechen. Die Kinder lernten von ihm wirklich den Katechismus. Später gab man ihm dann einen christlichen Lehrer bei. Der heidnische Lehrer aber bekam von der Mission keine

Unterstützung, als daß seine Schüler mit den zum Schreiben nothwendigen Dingen versehen wurden. Außerdem kamen Heiden, die dicht vor dem Thore von Trankebar wohnten, und baten, Schulke möchte doch auch unter ihnen eine Schule anlegen. Er willigte ein und ernannte einen heidnischen und einen christlichen Schullehrer. Des heidnischen Schullehrers erste Arbeit war sodann aber, bei den Einwohnern herum zu gehen und die Kinder zusammen zu bringen. Auf diese Weise war die Zahl der Schulen von fünf auf acht gestiegen.

Die Einwohner von Boreiar und Tilleiali hatten schon wiederholentlich um Eröffnung von Schulen gebeten. Es fehlte ihnen nicht an gutem Willen, wohl aber Schulken an Vermögen und christlichen Schullehrern, die er hätte hinschicken können. Darum hatte er sie immer auf die Zukunft vertröstet. Nunmehr aber fingen sie selbst Schulen an, und zwar entstanden in Boreiar zwei, in Tilleiali fünf. Zwar hatte Schulke die Schullehrer nicht verordnet — es waren Heiden — allein er kam auf den Gedanken, daß es doch wohl zweckmäßig sei, auch diese Anstalten unter Obhut der Mission zu ziehen; er versuchte es; um aber keinen Argwohn zu erregen, als ob er das Christenthum aufdrängen wolle, ging er sehr behutsam zu Werke. Er suchte nämlich die Schullehrer zu überführen, daß ihre Kinder bisher nichts Gescheidtes und Nützlichs auswendig gelernt

hätten, und das wäre doch unvernünftig; er wolle ihnen die Hand bieten, daß sie etwas Gutes fassen möchten, wolle für die Kinder schöne Sprüche verfertigen, die sie auswendig lernen könnten, die Erklärung dieser Sprüche aber wolle er selbst geben, oder durch seine Katecheten geben lassen. Auf diesen Vorschlag gingen Einige also gleich ein, weil sie wußten, daß von Schulke nichts Böses zu befürchten sei; Andere aber kamen auf tiefere Gedanken und erriethen fast Schulkes Absicht, weigerten sich deshalb auch, ihre Kinder die Sprüche zu lehren, indem sie meinten: es sei in denselben zwar nichts Widervernünftiges, doch er sei tückisch und finge mit solchen kleinen Sprüchen an, um den Kindern nach und nach heimlich das Christenthum beizubringen. Mit diesen kostete es einige Mühe, ehe sie einwilligten; allein, weil sie aus den Sprüchen nichts herausklauben konnten, das nicht alle Heiden selbst billigten, mußten sie sich endlich ergeben, ihren Kindern die Sprüche vorzubeten und zu lehren. Bald darauf gewannen diese Sprüche ein solches Ansehen, daß selbst ohne Schulkes Aufforderung und auch nur Wissen einige heidnische Schullehrer sie freiwillig ihre Kinder lernen ließen. Und dies geschah nicht nur auf dem dänischen Gebiete, sondern sogar an zwei Ortschaften im Tanschaur'schen. Alle Schullehrer, die dieselben lernen ließen, stellten sich unter Aufsicht der Mission, und so belief sich um die Mitte des Jahres 1725 die Zahl der mit der Missions-Anstalt

in Verbindung stehenden Schulen auf ein und zwanzig. Ueber alle diese heidnischen Schulen wurden zwei Katecheten bestellt, die alle Woche auf dem dänischen Gebiete herumgehen, die Schulen besuchen, nach den gelernten Sprüchen fragen, dieselben den Kindern erklären und bei der Gelegenheit die erste Grundlage des Christenthums zu legen versuchen mußten. Die Zahl der Kinder betrug fünf hundert fünf und siebenzig.

Um aber von den Sprüchen, die in diesen Schulen gelernt wurden, einen richtigen Begriff zu bekommen, wollen wir ihrer etliche hören, als: Es ist nur ein einiger Gott, der den Himmel, die Erde und Alles, was darinnen ist, geschaffen hat. — Dem allmächtigen Herrn müssen alle Menschen gehorchen. — Fromme Kinder ehren Vater und Mutter, und sind ihnen nicht widerspenstig. — Wir Menschen müssen demjenigen folgen, der uns zur Seligkeit führen will. — Derjenige Herr, der dem Menschen Augen gegeben hat, siehet alle Dinge. — Weil der höchste Gott rein und heilig ist, so sollen die Menschen an Leib und Seele rein und heilig sein. — Wie Gott nur Einer ist, und nur Eine Sonne erschaffen hat, so hat er auch nur Ein Gesetz gegeben. — Weil das Gesetz, das Gott gegeben hat, ein allgemeines ist, so sind alle Menschen schuldig, dasselbe anzunehmen. —

Der Leser merkt wohl, daß sich an solche Sprüche die Entwicklung der Heilslehre anknüpfen ließ.

Wenn die Prediger das dänische Gebiet wöchentlich durchzogen, um überall zu predigen, besuchten sie auch zugleich die Schulen, so daß eine enge Verbindung aufrecht erhalten wurde, und für das künftige Geschlecht eine große Aussaat Statt fand. Der Verkehr mit dem erwachsenen Geschlechte litt darunter aber nicht, und Mancher, der auf der Straße gelegentlich predigen hörte, kam zur Erkenntniß.

Besonders überraschend war es für Schulze, als er am 25. April 1725 bei Gelegenheit seines Predigens zu Anandamangalam von einem Hindu mit den Worten angerebet wurde: „ich möchte auch gerne selig werden, wie soll ich dazu kommen? Ich habe Eure Bücher gelesen, und weiß aus denselben, daß Jesus Christus der Erlöser der Menschen ist, doch ich möchte gewisser zur Seligkeit unterwiesen sein.“ — Es war ein sehr heißer Tag. Schulze hatte von der Hitze schon bedeutend gelitten und noch einen weiten Weg bis nach Hause vor sich. Er hatte eigentlich gedacht, sich jetzt zur Ausruhe heim zu begeben, allein der Mann ließ sich nicht an dem genügen, was ihm wegelang gesagt wurde, sondern bat Schulze, zu ihm und seiner Familie einzutreten. Schulze konnte nicht widerstreben, gedachte jedoch den Besuch kurz zu machen, allein man freute sich seines Eintritts sehr und drang so innig auf ihn ein, daß seine Mattigkeit überwunden ward. Die ganze Familie lagerte sich nach Hindu-Weise hockend auf den Boden,

für den Prediger holten sie den Reismörser herbei und stürzten ihn um zum Sige. Schulke predigte ihnen dann das gütige Wort Gottes, und den Leuten war es, als wenn ihnen ein Stein über den andern vom Herzen fiel. Sie hatten ein recht ernstliches Suchen nach Gott geübt, dasselbe war ihnen aber so zur Last geworden, als ein Weg durch ein Dornengefilde. Den Mühseligen und Beladenen erschien das Joch Christi als eine leichte Last und ein sanftes Joch, ja als eine Erquickung. —

Der Mann war einem Brahmanen etwa zehn Thaler schuldig gewesen, und hatte mit seiner Töpferarbeit unmöglich so viel zu erschwingen hoffen können, die Schuld zu bezahlen. Einen Brahmanen betrügen ist eine so große Sünde, daß sie nimmermehr gebüßt noch getilgt werden kann. Hätte er sich auch nichts daraus gemacht, einen andern Hindu um das schuldige Geld zu bringen, einem Brahmanen bezahlen zu können, mußte er alles irgend Mögliche thun. Da es auf dem Wege der Arbeit nicht gelingen wollte, schlug er denn den Weg des Bettelns ein, und fing an, im Lande umher zu ziehen. Um die zehn Thaler zusammen zu bringen, brauchte er volle zehn Jahre. Wie schlecht nach solcher Wander-, oder wohl besser Umhertreiberzeit die Arbeit schmecken mochte, läßt sich denken. Sie wollte ihm gar nicht gefallen. Daher faßte er den Entschluß, eine andere Lebensweise zu ergreifen, die er

während der zehn Jahre an Andern hatte kennen und lieb gewinnen gelernt.

Es giebt nämlich in Ostindien Leute, die sich besondere geistliche Uebungen auflegen, und dafür dann als besonders heilig gelten. Joggis nennt man sie im Allgemeinen, das bedeutet: Andächtige; auch Fakirs, wenn sie ihre Uebungen nicht in der Einsamkeit und im Stillen vornehmen, sondern sich öffentlich damit zeigen. Solche Leute wandern entweder unter allerlei Folter, die sie sich anthun, umher, oder lassen sich etwa auf einem Brette, das mit spitzigen Nägeln beschlagen ist, umherziehen, oder stellen sich an einem bestimmten Platz unbeweglich, auf Einem Beine oder mit Einem erhobenen Arme, hin, bis ihr Bein oder ihr Arm wie ein Stock ist. Sie schlagen auch wohl beide Hände über den Kopf zusammen und lassen die Nägel der Einen durch die Andre hinwachsen; oder sie hängen sich mit den Knien an einen Baumast, bis das Gelenk steif geworden ist, ja, lassen dann wohl gar noch ein Feuer unter sich anzünden und schwenken sich darüber hin und her.

Fast sollte man denken, daß zu so schmerzhaftem Vorhaben Wenige Lust bezeigten, aber wer nach Ostindien kommt, kann bald eines Andern belehrt werden, da ihm solche Joggis an den Straßenecken der Städte, so wie an der Landstraße genug aufstoßen. Ihre Nahrung wird ihnen von den Verehrern mit großer Feierlichkeit vorgesetzt und eingesößt, wenn sie durch ihre

Strapaze ihre Glieder unfähig gemacht haben, ihnen selbst Handreichung zu leisten.

Es ist auch nichts Geringses, was die Joggis zu erreichen hoffen, denn sie hoffen dadurch den höchsten Grad der Seligkeit zu erreichen, den sie sich denken können, nämlich nach diesem Leben ganz vom göttlichen Wesen verschlungen zu werden und in dasselbe über zu gehen, so daß sie für sich nicht mehr bestehen. Der Urgott, der Barabrahma ist es, in den sie so verschwimmen wollen. Dieser aber, seitdem Brahma, Wischnu und Schiwen aus ihm hervorgegangen sind, und nachdem er Alles, was Dasein hat, von sich hat ausströmen lassen, ist in seinen Urschlaf zurückgekehrt, in welchem er sogar kein Selbstbewußtsein hat. In ihn zurück zu fließen, — wie der Hindu glaubt, von ihm ausgeflossen zu sein, — und mit ihm in Nichtwesenheit überzugehen, hält der Hindu für das Höchste, das er sich Alles kosten lassen muß.

Die geistlichen Uebungen sollen nun dazu dienen alles menschliche Gefühl zu ersticken, die Sinne von aller Annehmlichkeit zu befreien, sie für jeden Eindruck von außen zu tödten und bloß der innerlichen Beschauung zu leben. Daher sind mit diesen geistlichen Uebungen die körperlichen verbunden, durch welche man dem Aussehmenschen absterben will.

Ein solcher Joggi wollte nun unser Töpfer auch werden, nahm daher Abschied von den Seinen und lief

nackend, wie von Mutterleib gekommen, in die weite Hindu-Welt hinaus, um zu bezeugen, daß er alle menschliche Neigungen unterjocht habe. Zwei Jahre verbrachte er so, und fand Verehrer und Jünger. Nach Ablauf aber derselben war die Hitze verbracht, er kehrte heim, nahm seine Frau wieder zu sich und ward ehrsamere Töpfer. Doch wie alle andern oder die meisten Hindus konnte er sich nicht begnügen. Die Götzentempel thaten seiner Andacht nicht genug. Er richtet eine eigne Kapelle von Thon auf, macht sich ein Götzenbild, setzt es hinein und fängt seinen eignen Haus-Götzendienst an. Sonntags und Freitags gießt er über sein Götzenbild reines Wasser, danach salbt er den Kopf desselben mit Del und streuet Blumen drüber her. Zu gleicher Zeit stellt sich wiederholentlich eine große Schlange im Hause ein. Dies ist in Ostindien nichts Neues und Besonderes, weil die Schlangen von den Hindus nicht getödtet werden, sondern wohl geduldet sind und sich deshalb auch häufig und dreist in den Häusern einfinden. Da diese Schlange aber erst seit Einsetzung des neuen Götzenbildes erschien, bildete der in seiner Art gottesfürchtige Töpfer sich ein, daß in Gestalt dieser Schlange seine Abgöttin eintrete, um ihr Behagen an dem ihr von ihm aufgerichteten Dienst zu bezeugen, und ihn ihres Schutzes zu versichern. Daher wurde auch ja nicht unterlassen, ihr jedesmal Milch vorzusetzen.

Schulke rieth ihnen, sich in Zukunft nicht mehr um die Schlange zu bekümmern, sondern sie todt zu schlagen, allein sie schütteten ihm ihr Herz noch weiter aus.

Der Töpfer hatte sich zu Hause noch eine besondere Art Büssung als Gottesdienst aufgelegt. Er hatte sich nämlich ein Paar hölzerne Pantoffeln machen und deren Sohle einwärts mit zwei Zoll langen eisernen Stacheln beschlagen lassen. Auf diesen geht er von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und bettelt, und wer den so schwer Büssenden sieht, giebt ihm, nach Hindu-Weise, Alles, was er hat. Schulke fragte ihn, wie er das hätte ertragen können, und der Mann antwortete: er habe nie etwas davon gefühlt, sondern er sei gleichsam trunken und fühllos gewesen, um die Mittagszeit habe er jedesmal die Pantoffeln abgethan, das Blut von den Füßen gewaschen, weitem Schmerz aber nicht empfunden. Schulke wollte sehen, ob der Mann es mit seinem Verlangen nach Erkenntniß und Dienst des wahren Gottes ernstlich meinte und bat sich von ihm die Pantoffeln aus. Diesen Antrag stellte Schulke, als sie bereits eine gute Strecke vom Hause des Töpfers, der sie begleitete, entfernt waren, jedoch der Töpfer rannte eiligst heim und holte das Verlangte. Schulke nahm die Pantoffeln mit und hat sie später nach Halle ins Waisenhaus geschickt, wo sie sich noch befinden mögen.

Um diese Zeit waren Bosse, Pressier und Walther in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung; es vergingen aber noch fast zwei volle Monate, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten, denn es begegnete dem Kapitain ihres Schiffes, sich in der Nähe der Insel Zeilon links hin an derselben zu verirren, statt an ihrer östlichen Seite entlang zu fahren. Endlich am 19. Juni bekam man Trankebar zu Gesicht. Der Kapitain hatte den Dreien versprochen, sie hier während der Vorbeifahrt sogleich auszusetzen, wenn Wind und Wetter günstig wären. Der Wind wollte zwar nicht ganz dienstwillig sein, allein da der Kapitain durch einige von der Stadt zur Erkundigung über das vorbeisegelnde Schiff abgesandte Hindus erfuhr, daß seine Reisenden binnen einer Stunde durch ein Boot würden abgeholt werden können, entschloß er sich zu warten, und zog ein Zeichen auf, daß baldigst ein Boot kommen möge. Der dänische Statthalter schickte eiligst, etwaige nöthige Hülfe leisten zu lassen, zwei Böte, noch ehe das erste, das zur Erkundigung ausgesandt gewesen war, zurückkehren und den Brief überbringen konnte, in welchem die Drei ihre Ankunft vermeldeten. Die Reisenden samt ihren Sachen fanden in den Böten Raum, und so waren sie mit denselben Abends sechs Uhr am Lande, zu großer Ueberraschung Dals und Schulges, so wie der ganzen Gemeinde, die den Ankömmlingen entgegen eilte und ihnen ihre Freude über

ihr Eintreffen bezeugte, sobald sie von ihrer Ankunft hörte.

Die eble Zeit wurde nun bald gemeinsam ausgekauft; am 22. Juni schon fing man mit Uebung des Portugiesischen, am 3. Juli mit Erlernung des Tamulischen an. Ein Sporn war ihnen dabei, was sie vom Heidenthum kennen lernten und nicht mehr durch Hörensagen vernahmen, sondern mit eignen Augen gewahr wurden, denn noch war keine Woche seit ihrer Ankunft vergangen, als die Hindus bereits ein großes Fest zu Ehren ihrer Götzen hielten. Drei gewaltige, thurmartig gebaute Wagen, auf denen oben das Götzenbild befestigt war, schleppten sie unter Trompetenschall und Paukenwirbel, an langen Stricken, triumphirend durch die Gassen; waren die Einen vom Ziehen müde, so drängten sich schon Haufen Anderer heran und machten sich den Platz am Stricke streitig. Während der Nacht fand das wildeste und zügelloseste Festgetreibe Statt, alle Bande der Sittlichkeit und Zucht waren aufgelöst.

Mit dem Fortschreiten ging's so, daß Walther bereits am 19. August eine portugiesische und am 25. November eine tamulische Predigt ausarbeiten und halten konnte. Mit den Uebrigen ging es etwas langsamer vor sich. Deshalb aber waren sie bis auf die Zeit, wo sie der Sprachen sich bemächtigt hatten, an dem Werke nicht so gar unnütz; sondern sie halfen beim Gottesdienst, sangen die vorgeschriebenen Kollekten,

theilten das heilige Abendmahl mit aus, begleiteten die Leichen zu Grabe, beaufsichtigten vielfach die Schulen, besuchten die Gemeindeglieder, übten sich mit ihnen in der Unterhaltung und lernten sie so kennen, gingen auch jeden Montag mit Schulze über Land auf die Dörfer und suchten außerdem Gelegenheit, sich durch Dollmetscher mit den Leuten bei ihren Ausgängen in Gespräche einzulassen. Das Ausgehen mit Schulze war ihnen von besonderem Werthe, denn bei dieser Gelegenheit lernten sie Gewandtheit im Umgange und in Behandlung des Volks. Schulze war Meister darin und gelehrige Schüler waren in seiner Begleitung in guter Schule.

Die Brahmanen hatten es sauer, wenn er sie anfocht, und Gelegenheit, sie anzufechten, ließ er nicht leicht vorüber, wo sie ihm geboten ward. „Hat Gott die Sonne nur für die großen Leute in der Welt geschaffen, oder auch für andere Leute?“ fragte er einstmals. — „Nein, für Alle,“ erwiderte der Brahman. „Wie kommt es denn, daß Gott nur den Brahmanen das Gesetz gegeben haben soll, und andern Leuten nicht?“ fragte er weiter, aber ohne weiter Antwort zu bekommen. — „Ihr habt ein Gesetz und versteckt es?“ hob er ein ander Mal an. — „Wer einen guten Heller hat, zeigt ihn bei hellem Tage. Wer falsche Münze hat, sucht sie heimlich zu halten. Was behaltet Ihr Euer Gesetz für Euch? Es kann kein gutes sein.“ Die

Antwort blieben die Angeredeten ihm wiederum schuldig.
 — Eines Tages begegnete ihnen draußen vor der Stadt einer, der vom Lehren der Weisheit Gewerbe machte, er hatte sich sonderlich ausgestattet: auf dem Haupte trug er einen Schmuck in Gestalt einer hohen Grenadiermütze. Durch Schnüre von Bohnen war das Haar so hoch in die Höhe geflochten. Die Last wurde dem alten Manne so schwer, daß er den Kopf nicht aufrecht tragen konnte. Man fragte ihn: „wozu die Beschwerung?“ — Anfangs blieb er ganz stumm, allein es wurde ihm mit Fragen so lange zugesetzt, bis er erklärte: „Gott Ruttiren hatte drei Augen. Weil aber die Welt so böse geworden ist, hat er das Eine derselben über der Stirne verloren und aus diesem ist die Frucht erwachsen, die ich trage. Wer aber tausend solcher Körner trägt, der hat Vergebung der Sünden; diese Last ist also meine Seligkeit.“ Schulze fragte, ob er auch schlief, und auf ein Ja, ob er denn die Last bei Nacht auch auf dem Haupte trage oder ablege. — „Ich lege sie ab,“ erwiderte Jener unbefangen. — „So bist Du,“ — meinte Schulze — „alle Nacht ein unseliger Mensch, denn Du legst Nachts Deine Seligkeit in einen Winkel. Wie, wenn nun bei Nacht ein Dieb kommt und Dir Deine Seligkeit stiehlt!“ —

Die Bibel-Üebersetzung war vollendet, die neuen Genossen waren hinlänglich vorbereitet und verstanden

ihr Werk anzugreifen. Da schien für fünf Arbeiter der Wirkungskreis zu Trankebar denn doch zu enge; man meinte, an seine Erweiterung denken zu dürfen, und Schulke entschloß sich daher zu einer Reise nach Madras. Zwar kann man eigentlich nicht sagen, daß die Prediger bisher für Trankebar und die nächste Umgebung allein gearbeitet hatten, denn von ihrer Druckerei waren viele Schriften ausgegangen und weit über Land verbreitet; allein die Erfahrung lehrte, daß durch das Bücher-Verbreiten bei Vielen der erwünschte Endzweck nicht erreicht werde, denn einestheils konnte unter tausend Hindus kaum einer lesen, anderntheils haben die Hindus keine besondere Neigung, mit Nachdenken und Anwendung auf sich selbst zu lesen, und somit war es schon länger von Schulke gewünscht worden, auch mündlich in weitem Kreisen das Evangelium predigen zu können, obwohl ihm zur Genüge bekannt war, mit welchen Schwierigkeiten er auf der Reise selbst, als bei der Predigt würde zu kämpfen haben. Er wußte wohl, was die katholischen Missionare und namentlich die Jesuiten über die große Zahl der im Gefolge ihrer Arbeit vorgefallene Bekehrungen berichtet hatten und berichteten, doch ihm war es auch nicht verborgen geblieben, daß diese Bekehrungen fast durchgehends sehr oberflächlicher Art waren, und das Ganze, was vorgegangen war, darin bestand, daß die Leute den Namen Jesu und der Maria, nebst einigen Gebetformeln erlernt, darauf aber

ohne Umstände die Taufe empfangen hatten und nun mit allem ihren heidnischen äußern und innern Wesen Bekehrte zu Christo genannt wurden.

Nachdem Schulze die Leitung der Angelegenheiten zu Trankebar seinem Genossen Bosse übertragen hatte, begab er sich am 25. Februar 1726 auf ein Schiff, um nach Kuddalur zu segeln. Die Seereise zog er der Landreise vor, um den vielen Abgaben zu entgehen, die auf tandschaur'schem Grund und Boden von den Durchreisenden erhoben wurden. Das Wetter war nicht das günstigste, doch war die Reise in kurzen zwei Tagen geschehen. Die Aufnahme beim englischen Statthalter zu Kuddalur war sehr freundlich, und da Schulze gewahr ward, wie genehm seine Ankunft, so wie sein Aufenthalt und seine Arbeit war, so zog er auch nicht sogleich weiter, sondern blieb daselbst zwei volle Monate im lebendigsten Eifer um die Seelen der Heiden. Er predigte auf den Straßen, vor den Pagoden oder Tempeln der versammelten Menge, besuchte die Schulen und gab den Kindern einzelne Sprüche auf, die er in den nächsten Tagen verhörte und auslegte, durchzog das Gebiet, das den Engländern gehörte, nach allen Richtungen und verkündigte das Evangelium aller Orten, streifte auch hie und da in das Gebiet der umliegenden muhamedanischen und Hindu-Staaten hinüber. Ueberall machte er Aufsehen, überall fand er Zulauf, fast überall hörte man ihn gerne, und selbst in die Schulen drängten

die Erwachsenen ihm nach, um von seiner Unterhaltung mit den Kindern Genuß zu haben und zugleich seine Aufmerksamkeit und Rede auf sich zu lenken. Aber jenseits des Flusses, an welchem Kuddalur gelegen ist, liegt nordwärts Devanapatnam, wo die Engländer ebenfalls eine Niederlassung hatten. Natürlich stattete er auch hier Besuche ab, und nicht bloß, um dem Kommandanten seine Aufwartung gelegentlich zu machen, sondern um sein Amt auch dort getreulichst zu versehen. Eben so wurde ein Ausflug nach dem südlicher gelegenen Porto novo gethan, an welchem Schulte vorbeisegelt war. Schon in der Umgebung von Kuddalur hatte er Mancherlei vom heidnischen Wesen der Hindus, ihren Gottesdiensten und Tempelgebäuden gesehen, von Porto novo aus aber war ihm Sidambaram, einer der in dieser Hinsicht merkwürdigsten Orte Ostindiens, nahe; daher machte er sich auch dahin auf. Was er in der Umgegend von Kuddalur gesehen hatte: die bewunderte Pagode Theivanaigashwami, wo das Bild des Gottes Wischnu auf einer Schlange ruhet, die über sein Haupt, unter welchem er ein Getraidemaß hat, den Kopf emporhebt, so wie andere derartige Gebäude und Gebilde sich befanden, war nichts gegen das, was sich zu Sidambaram findet. Sonst ist es nicht gebräuchlich, daß die Brahmanen Christen oder Muhamedaner in ihre Pagoden zulassen, allein die Muhamedaner hatten es hier durch ihre Obergewalt dahin gebracht, daß sie die

großen Merkwürdigkeiten sehen ließen und zeigten, und so konnte denn auch Schulke zu den großartigen Bauten gelangen.

Vier hohe Thürme waren das Erste, das ihm in die Augen fiel, aus gehauenen Steinen erbauet, mit vielen ausgemeißelten Götter-Gestalten geschmückt. Auch den auf dem Meere Vorübersegelnden fallen sie ins Auge. Den Eingang zum Ganzen bilden glatte Pfeiler, jeder aus Einem Felsstücke gearbeitet und so hoch, als bei uns die höchsten Bäume wachsen; je zwei und zwei durch steinerne Balken verbunden, die ebenfalls aus ganzen Felsstücken bestehen, glatt polirt sind und mit Schriftzügen geschmückt. Die Zahl der Tempel ist eine große, alle von hohen Säulen umgeben, die wiederum aus einem einzigen Felsstücke bestehen. Ein Tempel war immer noch prächtiger als der andere. Einer war oben gewölbt und gemalt. Es fand sich hier auch ein Göze mit sechs Gesichtern und zwölf Händen, auf einem Pfau reitend, Alles aus Einem Stein gehauen. Der große Hof war ganz mit gehauenen rothen und blauen Steinen belegt, deren jeder ungefähr eine Elle lang und eine halbe breit sein mochte. Außer einem großem aus Einem Stein gearbeiteten Wasserbecken und einem tiefen Brunnen, der ganz mit großen Felsstücken ausgemauert war, fand sich noch ein viereckiger Teich, der rings um mit großen, blauen Steinen eingefast und an jeder Seite durch Stufen, welche hinabführten, zu-

gänglich war; hohe Säulen-Gänge, oben bedeckt, umschlossen ihn. Von da kam Schulze zu einem prächtigen Saale mit tausend kostbaren Säulen, der aber seine ursprüngliche Bestimmung verloren hatte, indem der Statthalter des muhamedanischen Landesbeherrschers ihn als Getraidelager brauchte. Auf dem Hofe standen hier ungefähr funfzig hohe und dicke steinerne Säulen, an welchen oben zur Decke Lächer befestigt waren. Ganz dicht an diesen stieß ein geräumiges, hohes Gewölbe, und in demselben lag aus Stein gearbeitet das Bild einer weißen Kuh, so groß, als ein Elephant. Wann diese Prachtgebäude aufgeführt worden sind, kann Niemand recht sagen, auch die Brahmanen wußten es nicht zu berichten; sie müssen also bedeutend alt sein, und beweisen, nebst andern, die sich sonstwo in Ostindien finden, was für baulustige und kunstsinige Leute die Hindus vormals gewesen sind.

Zum Dienste an diesem Heiligthum waren früher tausend Brahmanen bestellt, später haben sich hier nicht so viele aufgehalten, weil seit dem Einfall muhamedanischer Völkerschaften und dem Eindringen muhamedanischen Glaubens das heidnische Heiligthum von seinem alten Ansehen verlor und nicht mehr so viele andächtige Besucher fand. Der Tempel war dem Götzen Sīdam-baresubarer geweiht. Das Bild desselben hat sich hier auch früher befunden, weil es aber in Lebensgröße eines Menschen aus purem Golde bestand, so haben die Brah-

manen es bei dem Einfalle der Muhamedaner weg-
 geflüchtet, und auch das ist ein Grund, warum der
 Besuch der Hindus hieher in Abnahme gekommen ist.
 Von dem Bilde selbst aber und seiner Entstehung wird
 Wunderbares gefabelt. Als nämlich der Goldschmied,
 bei welchem die Arbeit bestellt war, so weit mit allen
 Vorkehrungen fertig war, daß er und seine Gesellen
 gerade daran gehen wollten, das Bild zu gießen, trat
 ein fremder Mann unter sie ein und bat: „ach, gebt
 mir doch zu trinken, ich habe großen Durst!“ Meister
 und Gesellen werden über diese Bitte zur Unzeit unge-
 halten und zanken: „Du siehst doch, was wir diesen
 Augenblick unter Händen haben, wie kannst Du Wasser
 von uns fordern?“ Allein als sie so sprechen, nimmt
 der fremde Mann den Schmelztiegel und trinkt, noch
 ehe ihm gewehrt werden kann, das geschmolzene Gold
 hinunter. Meister und Gesellen wollen darüber auffah-
 ren, aber siehe, da steht ein gegossenes goldenes Bild
 mit Händen und Füßen vor ihnen. Natürlich schlossen
 Meister und Gesellen, daß der Fremde kein Mensch,
 sondern ein Gott gewesen sei. — Solches hatten die
 Brahmanen den Leuten vorgefabelt, um das Bild recht
 in Ansehen zu bringen und den Tempel recht heilig zu
 machen, und ist nicht der einzige Kunstgriff der Art,
 den sie sich erlaubt haben, um das arme Volk nach
 ihrem Belieben geistig gefangen zu führen.

Von Rubbalur und Devanapatnam aus konnte Schulke seine Reise zu Lande ohne große Beschwerde weiter fortsetzen, denn da diejenigen, welche die Begegelder von den Reisenden zwischen hier und Madras zu erheben hatten, mit großer Gewaltthätigkeit verfahren waren, und nicht nur mehr gefordert hatten, als angesetzt war, sondern auch den Armen, die das unmäßige Geld nicht bezahlen konnten, ihre Kleider geraubt und sie sogar mit Schlägen gemißhandelt hatten, so hatte ein reicher Hindu sich mitleidig bewogen gefühlt, zum Großmogul, dem das Gebiet unterthan war, zu ziehen, und ihm eine Summe Geldes dafür anzubieten, wenn er das Begegeld aufhören ließe. Der Großmogul war auf den Antrag eingegangen, und seit zwei Jahren konnte Jeder frei der Straße ziehen. Dieser Umstand kam Schulken sehr erwünscht, denn es war ihm darum zu thun, die ganze Küste entlang den Samen des Wortes Gottes auszustreuen. Die Reise dauerte etwas länger, als eine Woche, und wurde trotz der Hitze, trotz der schlechten und tiefen Wege, trotz der vielen zu durchwatenden Flüsse ganz zu Fuße gemacht, ohne daß böse Folgen davon verspürt wurden. Dafür aber konnte er auch nach Belieben mit dem Volke in Unterhaltung treten und vieles Sehenswerthe in Augenschein nehmen.

Gleich am ersten Tage ging es an drei so übergroßen Götzenbildern, die am Wege standen, vorbei,

als Schulke noch keine gesehen hatte. Bei dem Orte Mahabalipuram, nicht weit von Sadraspatnam, stehen ziemlich hohe Felsen, denn Berge erstrecken sich hier dem Meere weit näher, als bei Trankebar, wo man nichts von solchen gewahr wird. Auf den Felsen aber finden sich allerlei heidnische Merkwürdigkeiten. Ein Brahman führte Schulke umher, zeigte das Vorliegende und gab seine Geschichte hinzu. Da war denn eine große Brunnenvertiefung, von dieser hieß es, Wischnu habe in den ausgehauenen Felsen Milch gegossen und daraus Butter zu machen angefangen. Als die Butter fertig geworden war, nahm Wischnu sie und legte sie auf einen abschüssigen Felsen. Auf diesem wurde sie zu einem Steine, und zwar zu demjenigen, der dort noch liegt. Er war so groß, als ein mäßiges Haus und hatte einförmige Gestalt, schien aber an einem Ende als abgebrochen. Schulke mußte es bewundern, wie der Stein so gefährlich liegen und auf einem so kleinen Plage ruhen könne; der Brahman aber erklärte, es seien einst zwölf Elephanten vorgespannt worden, diesen Butterstein herunter zu ziehen, allein es sei ihnen nicht gelungen; dazu fügte er: zu des Wischnu Buttermilch sei eine Kage gekommen und habe ein wenig davon genascht, dadurch hätte das Thier eine solche Sünde begangen, daß sie noch dafür büßen mußte, und dabei wies er auf einen Stein hin, in welchen sie zu bleibender Warnung verwandelt worden. Noch jetzt

kann Jeder, der dahin kommt, diese Denkmäler sehen und was Schulze sonst gewahr ward. Er hatte manches Erstaunenswerthe freilich schon in Sandabiram gesehen, allein was hier gearbeitet war, übertraf Jenes bedeutend. Die Pagode zwar, die in Gestalt einer Pyramide am Meere steht, ist nur aus großen Quadersteinen aufgeführt, allein andere bestehen aus tiefen Aushöhlungen, die in die Berge von Steinhauern hineingearbeitet sind. So ist der dem Meere nächste Berg über seinen ganzen Abhang und Rücken mit Steinhauerarbeit bedeckt. An dem steilen Abfall gegen die Meeresseite ist eine Pagode, an achtzehn Fuß hoch, aus Felsen gehauen, im Innern, wie die Felsen ihr zur Seite, mit vielen ausgehauenen Bildern bedeckt, die auf die fabelhafte Göttergeschichte der Hindus Beziehung haben. Daneben sind Felsgemächer mit Pfeilerreihen, die man zum Tragen der Decke hat stehen lassen. Diese Räume haben ehemals als Herbergen oder Ruhehäuser der Pilger und weiter herkommenden Brahmanen gedient. Höher hinauf finden sich andere, ähnliche Pagoden, zu denen man auf sich windenden Felsstiegen aufsteigt. An der Südseite des Berges liegen fünf, aus einem einzigen Steine gehauene Tempel, sie scheinen aber nicht vollendet zu sein, denn sie sind innerlich nicht mit ausgemeißelten Bildern geschmückt, sondern nur auswärts. Der Eine davon ist dreißig Fuß lang; zwanzig Fuß hoch und eben so breit.

An St. Thomas ging Schulze vorüber, weil der Tag so heiß war, allein von Madras ging er hinüber, denn es verlangte ihn doch darnach, den Ort einmal zu sehen und zu betreten, wo der Apostel seine Wirksamkeit gehabt und Spuren seiner Anwesenheit gelassen haben soll. Eben so machte er einen Ausflug etwa acht Stunden weiter nordwärts nach Pulikat, wie es auf unsern Landkarten und in unsern Erdbeschreibungen gewöhnlich genannt wird, während es eigentlich bei den Hindus Pareijakkaru heißt. Wie Sadraspatnam, südlich von Madras, und Negapatam südlich von Trankebar, so gehörte auch diese Stadt damals den Holländern. Wo Holländer sich in Heidenländern ansiedeln, da schicken sie auch zugleich evangelische Prediger unter die Heiden in der Nachbarschaft. So war denn auch hier bereits eine Gemeinde aus den Hindus gebildet, und zwar sowohl eine portugiesische, als eine tamulische. Es war aber kein ordentlicher Prediger zu der Zeit am Orte, sondern nur eingeborne Katecheten und Vorleser, die die Gemeinde bedienten, und von Zeilon aus, das damals ebenfalls in Besitz der Holländer war, mit den nöthigen Büchern und sonstiger Unterstützung versehen. Alle zwei oder drei Jahre, wenn nicht besondere Hindernisse eintraten, kam ein Prediger hin, um zu taufen und das heilige Abendmahl auszuthellen.

Sobald die tamulischen Christen zu Pulikat von Schulzes Ankunft gehört hatten, kamen einige ihrer

Gemeindevorsteher zu ihm und baten, er möge ihnen doch am heiligen Himmelfahrtstag eine Predigt halten. Schulze erklärte sich bereitwillig dazu, sobald der holländische Statthalter seine Einwilligung geben würde, und machte ihnen bemerklich, daß sie diese einholen müßten. Sie ließen sich bedeuten und gingen, kamen auch bald mit dem Bescheide zurück, daß der Statthalter am folgenden Tage — das war der Himmelfahrtstag — Mittags mit Schulzen davon reden wolle. Alle legten diesen empfangenen Bescheid so aus, daß der Statthalter keine Schwierigkeiten machen werde. Daher fanden sich am Nachmittage des Feiertags alle Glieder der tamulischen Gemeinde, und außer ihnen viele portugiesische und holländische Christen, selbst Katholiken und sogar Muhamedaner und Heiden in und vor der Kirche ein. Allein der Statthalter fing gegen Schulze gar nicht von der Predigt an, und da dieser besorgte, mit einer Frage darüber unangenehm zu berühren und doch nur abschlagende Antwort zu bekommen, so wurde die eigentliche Absicht des Besuchs verfehlt und die Gemeinde zerstreute sich nach längerem Warten. Da Schulze von dem Zusammenflusse der Leute zu hören bekam, begab er sich am folgenden Sonntage in die tamulische Kirche, hörte die Vorlesung des Katecheten an, ging dann am Schluß des Gottesdienstes zuerst hinaus und stellte sich unter einen Baum, wo sich dann die ganze Gemeinde um ihn sammelte. Er hörte sich unter

ihnen um, was sie von der vorgelesenen Predigt verstanden und behalten hatten, aber Niemand konnte ein Wort sagen. Daher hub er nunmehr an, ihnen eine Standrede zu halten und sie zu rechtschaffenem Christenwandel zu ermahnen. Für die Portugiesen, die sich an einer andern Stelle um ihn sammelten, wiederholte er denselben Gedanken in ihrer Sprache. Außer den Gemeindegliedern besuchte Schulke zu Pulikat auch die Schulen, und benutzte diese Gelegenheit, sowohl zu den Kindern, als auch zu den Schullehrern und Erwachsenen, die sich ihm allenthalben nachdrängten, vom Evangelium zu reden. Schulke ging auch auf die Dörfer hinaus, und nicht bloß auf diejenigen, welche den Holländern vom Großmogul mit der Stadt abgetreten waren, sondern auch auf das Gebiet dieses Fürsten, und hatte die Freude, allenthalben willige Ohren zu finden, die seinem Worte horchten, und eilige Füße, die demselben nachliefen.

Am 8. Mai war Schulke zuerst in Madras eingetroffen gewesen; von Pulikat kehrte er am 11. Juni zurück, um nun zu versuchen, ob er sich hier einen Wirkungskreis werde bilden können.

Inzwischen aber waren die Uebrigen in Trankebar auch nicht müßig gewesen, sondern hatten fleißig gepredigt, die Schulen beaufsichtigt und viele Unterhaltung mit dem Volke geführt. Das tamulische Predigen hatten Pressier und Walther, das portugiesische Bosse

und Dal übernommen, und Dal war zugleich beim Buchdrucken beschäftigt. Zu den Schulen in Boreiar kam im März eine neue für Pareiar-Kinder.

Die Pareiar nämlich sind ein Stamm des Hindu-volks, der von den vier Kasten insgesamt auf's Verächtlichste und für unrein gehalten wird, wahrscheinlich Nachkommen Solcher, die irgendwie durch Uebertretung der Kastenvorschriften ihre Kaste verloren haben, und dadurch zugleich bürgerlich und sittlich todt erklärt werden. Wenn ein Brahman nur einen Pareian zu Gesicht bekommt, ist er sogleich verunreinigt und muß sich durch mancherlei Waschungen erst wieder reinigen. Ein Pareian ist auch gehalten, so viel als möglich es zu vermeiden, einem Brahmanen vor Augen zu treten, und muß sogleich ausweichen, wenn er unterwegs von Weitem einen Solchen herkommen sieht. Er muß daher, sobald er desselben ansichtig wird, laut zu heulen anfangen, um ihn aus der Ferne zu warnen, bis er sich selbst in das Dickicht des Waldes oder auf den Wipfel eines Baums zurückgezogen hat. Weicht er aber nicht, oder wird er den Brahmanen später gewahr, als dieser ihn, und hat dieser Gefolge oder Begleiter bei sich, so wird er verfolgt und verjagt, sogar getödtet, wie ein Wild. Selbst an dem Mundvorrath, der Brahmanen zugeführt wird oder gehört, darf er nicht vorbeiziehen. Man glaubt, daß die Luft durch seinen Athem, Wasser durch seinen darüber laufenden Schatten

verunreinigt wird, und dieses kann nur durch Sonnenschein, Mondenschein oder Wind wieder gereinigt werden. Ein hölzernes Gefäß aber, das von ihnen berührt worden ist, ist auf keine Weise wieder zu reinigen. Die Brahmanen aber sind es nicht allein, von denen die Pareiar so verstoßen werden; keine Kaste hält Gemeinschaft mit ihnen, daher dürfen sie auch nicht innerhalb der Ringmauern der Städte oder auch nur in den Dörfern und Flecken wohnen, sondern müssen abwärts von denselben haufen, wenn sie es nicht vorziehen, der vielen Mißhandlung wegen, ganz und gar im Gebüsch des Waldes ihre Hütte aufzuschlagen oder ihr Lager in einem Loch zu nehmen.

Bei solchem Stande der Dinge ist es erklärlich, daß die Pareiar-Kinder nicht mit den Kindern der übrigen Hindus in einer und derselben Schule unterwiesen werden konnten, und thöricht wäre es von den Predigern gewesen, wenn sie den Pareiarn auch helfen und dennoch darauf bestehen wollten, daß die Hindus von ihrem Vorurtheile lassen sollten. Dieses Vorurtheil war mit ihrem ganzen Heidenwesen so gar verwachsen, daß gegen dasselbe nur erst etwas unternommen werden konnte, wenn Hindus sich zu Christo bekehrten, aber auch noch nach der Bekehrung kostete es den christlichen Hindus viele Ueberwindung, sich mit den bekehrten Pareiarn als verbrüderet anzusehen, und die Prediger hatten große Mühe, es bei ihnen so weit zu bringen, daß sie

an Gemeinschaft mit Christen aus dem Pareiar-Geschlechte keinen Anstoß nahmen. Daher mußte für die Pareiar-Kinder eine eigne Schule errichtet werden, aber schwerlich wäre diese besucht worden, weil die Pareiar durch die Verstoßung aus der übrigen menschlichen Gesellschaft auch in sehr viehisches Wesen versunken sind, wenn nicht der königlich tandschaurische Ramanaiten oder Grenzhauptmann zu Boreiar, der überhaupt mit den Predigern im guten Vernehmen stand und sie besuchte, so wie auch zu Gäste bei sich lud, den Pareiarn es zur Pflicht gemacht hätte, ihre Kinder in die Schule zu schicken.

Auf der Druckerei wurde ein Buch über den Unterschied der wahren und alten Lehre Gottes und der falschen und neuen Lehre der Menschen fertig, das die Falschheit des Katholizismus nachwies. Das Buch war ursprünglich von einem Spanier verfaßt und ums Jahr 1650 von Joao Ferreira, dem durch das Lesen desselben die Augen über evangelische Wahrheit aufgegangen waren, ins Portugiesische übertragen war. Schon die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft hatte für eine Uebersetzung der Schrift ins Holländische gesorgt, um dadurch den katholischen Bestrebungen um Bekehrung der Heiden auf Zeilon zu begegnen, und jetzt hielten die Missionare gerade dieses Buch sehr geeignet, um der Schrift in den Weg zu treten, die der frühere

katholische Pater von Manilla aus gegen die evangelische Mission zu Trankebar herausgegeben hatte.

Hatte Schülke eine Reise zu machen, auf welcher Gesundheit und Leben in Gefahr gerieth, so hatten die Zurückgebliebenen zu Hause der Seuche und dem Tode ins Angesicht zu sehen, denn zu Trankebar brachen die Blattern aus, griffen sehr um sich und rafften Viele dahin.

Die heidnischen Hindus verehren diese Plage als eine Göttin, nennen sie Ammei oder Mutter, und opfern ihr. Brechen die Blattern an einem Kranken recht häufig hervor, so sagen sie: „o, wie lieb hat die Göttin den Kranken, seht doch, wie sie ihn ganz bedeckt!“ — Alle, die in einem Hause sich befinden, oder dahin kommen, wo sich Blatternkranke befinden, müssen sich aus Ehrerbietung vor dieser Ammei-tai oder Frau Mutter ganz stille bezeigen. Stirbt der Kranke, darf Niemand weinen, um die Göttin nicht zu erzürnen und zu reizen, daß sie noch Mehrere tödte. Der Gestorbene wird auch nicht nach dem gewöhnlichen Gebranche verbrannt, sondern ganz in der Stille beerdigt; doch pflegen Reiche ihre Todten nach einigen Jahren wieder aus dem Grabe zu nehmen und in der Stille verbrennen zu lassen. Es heißt auch von einem solchen Gestorbenen nicht, er sei gestorben, sondern die Göttin habe ihn kalt gemacht. Trost darf den Leidtragenden auch nicht zugesprochen werden.

Die Christen fasten die so häufig den Tod bringende Seuche in ihrer ernstesten Bedeutung auf und bereiteten sich und die Ihrigen auf eine selige Heimfahrt. Die Prediger gingen fleißig von Krankenbett zu Krankenbett, und wurden oft noch wieder hingerufen, ehe sie wieder hinzugehen gedachten. Sie fanden offene Herzen für ihre tröstliche Zusprache und wurden manches Zeugniß lebendigen Glaubens gewahr. Der Herr bewahrte sie auch auf allen ihren Wegen, daß sie nicht selbst befallen wurden, sondern sie blieben allewege wohl behalten.

Gleichwie Schulze unterwegs, so lernten sie an Ort und Stelle noch Vieles vom Heidenthum und seinem Wahne kennen, wodurch sie immer mehr vom heiligen Eifer entzündet wurden, den auf allerlei Weise zu verkünden, der Weg, Wahrheit und Leben ist. Wenn sie den heidnischen Gebräuchen und abgöttischen Festlichkeiten zusahen und dabei die Fabeln hörten, auf welche diese gegründet waren, so entbrannte ihr Herz auf's Heftigste im Mitleiden über ein Geschlecht der Menschen, das bei seinen sonstigen vortrefflichen Gaben Geistes und Herzens, die ihm vom Herrn, seinem Schöpfer zugetheilt waren, sich so herabwürdigt, und sie konnten es nicht lassen, davon nach Europa zu schreiben, weil sie meinten, wer dort davon höre, dem müsse das Herz gleicherweise entbrennen und das Verlangen entzündet werden, nach Maas von Gabe und

Kraft an seinem Theile zu helfen, und man sei dort in der evangelischen Christenheit nur so lau und lässig, den elenden Heiden zu helfen, weil man sich keine rechte Vorstellung von dem furchtbaren Zustande machen könne, der unter ihnen herrschend sei. Ihr Herz blutete, da sie die Greuel sahen, da sie sie beschrieben, sollte nicht unser Herz bewegt werden, wenn wir davon lesen und hören?

Im Februar wurde das große Fest Magamurhuku begangen. Wenn der Mond im Februar mit dem Stern, den wir das Herz des Löwen, die Hindus Magam nennen, zusammentrifft, so halten sie das für eine glückliche Zeit, da man sich waschen und heiligen muß. Es gehen sodann die Leute von Trankebar und sonst weit und breit her an den Hauptarm des Flusses Raveri, der drei Stunden nördlich von der Stadt in die See fällt, stellen ihre Götzenbilder an die See, lassen die dazu bestimmten Tänzerinnen, die sogenannten Devadaschies oder Bajaderen, davor tanzen, und opfern Butter, Feigen und andere Früchte, die von den Brahmanen nachher verzehrt werden. Dann baden sie sich erst im Meere, darauf im Flusse. Es werden auch wohl die Götzen auf ein Kattamaran, ein aus zusammengebundenen Balken gebildetes Floß gesetzt und auf dem Meere umher gefahren, und das Volk am Ufer sagt: „Nun heiligt uns Gott das Wasser zur Abwaschung unserer Sünden.“

Am 13. Mai fand in Trankebar selbst das Fest Schura-Schangaram Statt. Nachdem die Heiden acht Tage vorher die Götzenbilder des Abends in der Stadt herumgetragen hatten, jedoch ohne die beiden Hauptstraßen berühren zu dürfen, in welchen die meisten Europäer wohnten, liefen sie an diesem Tage vor einer der großen Pagoden mit zwei Bildern erst vorwärts, dann rückwärts. Zuletzt verlor das eine Bild seinen Kopf und alles Volk brach in lautes Jauchzen aus. Darauf wurde dem Bilde ein Elephantenkopf aufgesetzt. Auch dieser fiel ab. Ein Bärenkopf trat an seine Stelle. Auch dieser fiel unter ähnlichem Zusauchzen des Volks wie die vorigen ab, und nun wurde das Bild ohne Kopf in die Pagode getragen, das andre aber mit allen übrigen — unter diesen der Gott Schiwa wie auf dem heiligen Berge Kailasa sitzend, der, im tibetischen Hochlande gelegen, als Sitz der Götter und der Seligkeit angesehen wird — wurde mit großem Gepränge in der Stadt umher durch mehre Ehrenbögen geführt. Am folgenden Tage wurden die Bilder auf drei große Götterwagen gesetzt und so durch die Stadt gezogen. Solche thurmartig gebaute Wagen sind sehr schwer und ungelenk. Daher geschieht es denn wohl, daß die Leute, die sich zum Ziehen vorgespannt haben, weil sie damit einen Gottesdienst zu üben meinen, große Mühe haben, wenn es nicht länger gerade aus, sondern um eine Ecke geht, und bei solchen Gelegenheiten trägt sich leicht ein

Unglücksfall zu. So auch dieses Mal; denn als das Volk mit dem zweiten Wagen in die Straße einbiegen wollte, an welche die Zionskirche stößt, fuhr dieser gegen einen Baum an, in welchen Viele, besonders Kinder gestiegen waren, dem Schauspiel zuzusehen; der Stoß aber war so heftig, daß ein Knabe von einem Ast hinunterstürzte und auf der Stelle seinen Schädel zerschmetterte. Ein ähnliches Unglück richtete der dritte Wagen an einer andern Ecke an.

Es liegt die Frage nahe, wie die Leute zu solchen albernen Feierlichkeiten kommen? wie sie dieselben mit so großer Begeisterung begehen können? Das Letztere versteht sich von selbst, wenn die Gebräuche trotz aller ihrer Albernheit einen tieferen, heiligen Sinn haben. Aber da tritt uns nun so recht deutlich zu unserer größten Betrübniß die Wahrheit entgegen, daß die Heiden zu Narren worden sind und daß sonst kluge und verständige Leute bei göttlichen Dingen den größten Unverstand zeigen, sobald sie sich nicht von Gott selbst erleuchten lassen. Zeugniß dafür liefert dieses Fest, denn von seinem Ursprunge wird Folgendes gefabelt: Ein Prophet, Namens Raschiber, hatte von seinem Weibe drei Söhne, von diesen war einer, Schurapatpama, ein großer Riese. Um vom Schiwa ganz besondere Gaben zu erlangen, nahm er tausend Jahre lang auf der Insel Majenditrapuram Bußübungen vor. Endlich erschien ihm der Gott und gab ihm die Herrschaft über

tausend Welten. Auf diese Weise war er auch Herrscher über den König der Götter geworden und that diesem viele Gewalt an. Das war aber mit Absicht so von Schiwa verfügt, weil er den Göttern zürnte. Die Götter aber konnten den Druck nicht ertragen und kamen mit vielem Flehen bei Schiwa ein, sich ihrer doch zu erbarmen und sie von dem Gewalthaber zu befreien. Eine Zeitlang that Schiwa, als ob er nichts hörte. Endlich ging es ihm aber doch zu Herzen, und nun schickte er seinen Sohn Suppiramanien, den gewaltigen Riesen zu bekriegen. Ehe der Held aber an diesen kommen konnte, mußte er es mit den beiden starken Brüdern desselben aufnehmen, von denen der Eine ein Elephanten-, der Andre ein Löwengesicht hatte. Es gelang ihm, diese zu überwinden. Dann aber kostete es mit dem Riesen einen Kampf, der sieben Tage dauerte und sich doch nicht zum Siege entscheiden wollte, denn obgleich dem Riesen vierzehn Mal der Kopf abgehauen wurde, so wuchs er doch eben so oft wieder hervor, bis endlich ein Prophet dem Helden den Rath gab, ihn mitten von einander zu hauen. Das wirkte. Aus dem einen Theil wurde dann ein Pfau, auf welchem Suppiramanien derweilen noch reitet, aus dem andern ein Huhn, das er noch in seiner Fahne als Wappen führt, wie an den Gözenbildern, die ihn darstellen sollen, zu sehen ist.

Natürlich boten solche Feste Gelegenheit, die Abgeschmacktheit solches Aberglaubens und die Wahrheit in Christo vielen Leuten von nahe und ferne nachzuweisen, und wurde daher auch dazu von den Predigern auf's Eifrigste benutzt. Auf diese Weise kam die Kunde von ihnen in immer weitere Kreise aus, und von immer ferner her lenkte sich die Aufmerksamkeit auf sie. So schickte der König von Madura, der zu Tirudschinopalli Hof hielt, einen der angesehensten Brahmanen an seinem Hofe zu den Predigern, um Arznei von ihnen zu holen, da es lautbar geworden war, daß sie allerlei sehr wirksame Mittel, die in Halle bereitet waren, in Besitz hatten und gerne mittheilten, wo sie nöthig schienen und erbeten wurden. Die Prediger gaben von Herzen gern, sahen aber in dieser Sendung zugleich die Hand Gottes, die ihnen auf diese Weise etwa eine Thüre im Lande jenes Königs, vielleicht zu dessen eignem Herzen eröffnen wolle, und gaben deshalb auch zugleich einige Schriften mit, durch welche Heiden über ihr verkehrtes Wesen und die Wahrheit des Christenthums aufgeklärt werden konnten, nämlich den Brief Ziegenbalgs an die Tamulen, den Weg zur Seligkeit und das verdammliche Heidenthum. Dazu schrieben sie einen Brief, in welchem sie sagten: „Daß Ew. Majestät vermittelt dieser Arznei durch den Segen Gottes zu Dero Gesundheit wieder gelangen mögen, wünschen wir von Herzen; denn es kommt hier einzig

und allein auf den Segen des einigen Gottes an. Dieser muß uns Gesundheit des Leibes geben, aber auch die sündenkranken Seele heilen. Daher senden wir auch drei kleine Bücher, in welchen gezeigt wird, was Gott durch seinen Sohn, als den Arzt unserer Seelen, gethan hat, und wie die Menschen beschaffen sein müssen, die zum Heil ihrer Seelen gelangen wollen." — Der Brahman hat nachher noch vermeldet, wie er alles Mitgegebene treulich seinem Herrn überreicht, nur aber, weil der König mit dem Könige von Tandschaur in Händel gerathen war, noch nicht schickliche Gelegenheit gehabt habe, auch weitem Bericht über Alles mitzutheilen, was er in Trankebar zu seinem Erstaunen gesehen und gehört hatte, er werde das aber bei erster Gelegenheit thun.

Schulke machte von Madras aus noch einige Ausflüge in die Umgegend und gedachte nach Trankebar in den alten Wirkungskreis zurückzukehren, als Briefe aus Europa ankamen, die den Gedanken in ihm anregten, die Wiedereröffnung der eingegangenen Schule, die Gründer gestiftet hatte, und, wenn es thunlich schien, den Anfang eigentlicher stetiger Missionsarbeit in Madras selbst zu versuchen, während seine Genossen das Werk in Trankebar weiter übten. Er wandte sich daher sogleich an den englischen Kommandanten, Erlaubniß dazu zu bekommen, und dieser machte nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern bezeugte seine herz-

lichste Freude über diese Absicht, und versprach zur Aus-
führung derselben seine Unterstützung. Sogleich schrieb
Schulke an seine Mitarbeiter, wie Gott es gefügt
habe, daß er wenigstens für eine Zeit dem Wirkungs-
kreise in Trankebar entzogen werde. Jedoch, da es sich
gar nicht bestimmen ließ, ob nicht sein Aufenthalt in
Madras für immer gefordert werde, hielt er es für
nöthig, ehe er daselbst weitere Vorkehrungen trafe, sei-
nen Plan ins Werk zu setzen, noch einmal selbst nach
Trankebar zu reisen und mit seinen Brüdern Alles
gehörig abzusprechen. So machte er sich am 19. August
auf und traf am 25. in Trankebar ein. Nachdem er
hier Alles in gehörigen Augenschein genommen und die
nöthigen Verfügungen und Verabredungen getroffen
hatte, ging er bereits am 28. August wieder unter
Segel, und traf am 1. September in Madras ein, wo
er fortan einen so großen Wirkungskreis fand, daß er
nicht wieder von dannen ziehen konnte.

So wurde denn auf König Friedrichs Veranlassung
nunmehr nicht bloß in der dänischen Niederlassung
Trankebar, sondern auch in der englischen Madras das
Evangelium den Heiden verkündigt.

Gleich nach seiner Ankunft bezog Schulke in
dem Stadttheile, der nach den dort wohnenden Hindus,
im Gegensatz gegen den von den Europäern bewohnten,
der schwarze Stadt genannt wird, eine Wohnung, und
nach wenigen Tagen ließ er an die vier Stadthore

Zettel anschlagten, durch welche er den Tamulen bekannt machte, daß er in Uebereinstimmung mit dem englischen Kommandanten eine Schule für ihre Kinder eröffnen werde. Sobald die Hindus diese Anzeige gelesen hatten, kamen ihrer viele vom frühen Morgen bis zum späten Abend und selbst bis in die Nacht hinein zu ihm, theils um sich zu erkundigen, wie es mit dem Unterrichte werde gehalten werden, theils um ihre Freude an seinem Vorhaben zu bezeugen, theils auch nur, um ihn zu sehen.

Am nächsten Sonntag hielt er für die, welche sich einstellten, eine Schriftauslegung in seinem Hause, und in Folge dessen kamen nun auch Leute, die nicht bloß der Schule wegen sprechen wollten, sondern denen es auch anlag, sich über den wahren Glauben mit ihm zu unterhalten.

Am 14. September wurde die Schule mit zwölf Kindern eröffnet. Der Unterricht fand unentgeltlich Statt; nur für Palmblätter und Griffel zu Schreiben mußten die Eltern sorgen. Um den Leuten die Schule noch annehmlicher zu machen, wurde auch in portugiesischer und englischer Sprache unterwiesen. Die erstere hatte einen Werth, weil ein Theil des Volks aus früherer Zeit her, wo die Portugiesen an der Küste große Macht übten, noch portugiesisch spricht; die letztere, weil die Engländer nunmehr Herren von Madras waren und daselbst eine bedeutende Handelsniederlassung hatten.

Die Zahl der Schüler mehrte sich bald, aber Schulze hatte es auch eben so bald nicht bloß mit diesen zu thun, sondern Erwachsene besuchten ihn täglich vom Morgen bis zum Abend, Hohe wie Nedere, und wie gern er auch einmal wieder in die Umgegend hinausgegangen wäre, wo er vor Kurzem auf einer Besuchsreise den Samen des göttlichen Wortes so vielfach ausgestreuet hatte, wie gern er auch die Aussaat begossen hätte, er konnte nicht dazu kommen, denn seine ganze Zeit ward in der Stadt in Anspruch genommen.

Der Zulauf wurde bald so groß, daß er sich genöthigt sah, sich anders einzurichten. Er hatte bisher mit Jedem einzeln geredet; das wollte nicht mehr angehen. Er setzte daher Morgens eine bestimmte Stunde an, in welcher er öffentlich die heilige Schrift erklären wollte. Wer Gottes Wort zu hören begehrte, konnte zwischen neun und zehn Uhr in seine Wohnung kommen. Um diese Zeit ging er jeden Morgen hinunter auf den Flur, und setzte sich, daß Jeder, der vorbeiging, ihn sehen konnte, in die Hausthür, und hob an zu lehren. Er rief Keinen besonders herbei, flehete aber unaufhörlich zu Gott, daß Er selbst ihm die Seelen, welche selig werden wollten, zusenden möge, und Mancher, der vorüberging, ward zuerst nur aus Neugier angelockt, den Vortrag zu hören, dann aber übte Gott wohl durch das Gehörte einen Zug an seinem Herzen, daß er öfter wiederkehrte.

Schulke hatte Zeit aber auch sehr nöthig, denn er mußte bald merken, daß er mit dem Portugiesischen und Tamulischen für die Hindus in Madras nicht ausreiche, weil die eigentliche hier einheimische Sprache die telugische ist, die auch wohl die gentuische und bei den Tamulen die warugische genannt wird. Wollte Schulke nachdrücklich unter dem Volke wirken, so mußte er sich dieser Sprache bemächtigen, und so ging er denn auch mit Ernst daran und brauchte dazu natürlich Zeit.

Unterdeß waren die vier in Trankebar verbliebenen Mitarbeiter: Bosse, Dal, Pressier und Walther ebenfalls unermüdet am Werke und suchten ihren Wirkungskreis, so weit sich Gelegenheit erbot und die Kräfte ausreichten, auszubehnen, doch kamen im Laufe dieses Jahres keine besondere Ereignisse und wichtige Erfahrungen vor. Bei dem Eifer, mit welchem die Prediger zu Werke gingen, sollte man freilich auf großen Erfolg rechnen dürfen, allein das Volk längs der tamulischen Küste ist nun einmal sehr schlaff und wenig spannkraftig. Die Erfahrungen, die Biegenbalg darüber gemacht hatte, wiederholten sich immer aufs Neue, und es gehörte in der That ein guter Glaube dazu, um auf die geistliche Erweckung dieses Volks zu hoffen. Die Prediger klagten auch wiederholentlich über die großen Hindernisse, die ihnen die Gemüthsart der Hindus bei ihrer Arbeit an ihnen in den Weg stellten. Pressier sagt: „Man wird gerne wissen wollten, was für

Bewegungen bei den Gesprächen mit den Heiden an diesen bemerkt und was dadurch an ihnen genühet wird. — Antwort: was dabei in ihrem Herzen vorgehen mag, ist wohl freilich dem Herzenskundiger am besten bewußt. Aeußerlich aber kann ich eben nicht spüren, daß bei ihnen etwa eine Sorge, Furcht, Bekümmerniß und Bangigkeit entstände. Ich führe sie zuweilen, sonderlich bei der Lehre vom Tode und jüngsten Gerichte, in die Prüfung ihres Herzens und frage sie ein Mal übers andere: wird euch hiebei nicht ein wenig bange ums Herz? Aber theils schweigen sie stille, sehen einander an, lachen über sich selbst, daß keiner mit der Sprache heraus will, theils bringen sie allerlei Ausflüchte vor, als: wenn meine gute Zeit kommt, so wird sich alles das von selbst geben, und dergleichen."

Es ist dabei wohl in Anschlag zu bringen, daß das Heidenthum und die Unwissenheit, in welcher sie aufgezogen worden, so wie die sklavischen Umstände, unter welchen die Hindus wenigstens damals meistens lebten, den Gebrauch der natürlichen Verstandeskräfte in solchen Dingen, die nicht in die fünf Sinne fallen, sehr hemmen und niederschlagen müssen. Das Volk wird in geistlicher Hinsicht durchaus von den Brahmanen bevormundet. Die Urtheilskraft ist daher sehr schwach bestellt, wo es irgend auf etwas Höheres und Geistiges ankommt. Das stärkste Geistesvermögen ist

bei ihnen das Gedächtniß, weil dies in den Schulen ungemein geübt wird. Sie lernen ganze Bücher auswendig und sind im Stande, sie ohne Anstoß herzusagen, aber fragt man sie nun nach dem Sinne des Gelernten, so ist ihre Weisheit am Ende. Weil sie nicht verstehen, was sie lernen, so können sie auch nur dann etwas ordentlich hersagen, wenn sie damit von vorne anfangen. Sollen sie mitten heraus aus dem Gelernten etwas geben, so vermögen sie das nicht. Aus Mangel an Urtheilskraft nehmen sie auch Alles, was ihnen gesagt wird, als baare Münze auf; sie glauben blindlings, was ihnen erzählt wird, allein es bleibt auch ganz ohne Eindruck und ohne Einfluß auf sie. Die Verständigeren im Volke spotten selbst darüber und meinen, es gäbe drei privilegirte Arten von Lügen für die Hindus, das seien die Seelügen, die Berglügen und die Lügen vornehmer Leute. Keiner zweifelt an den Berichten der Seeleute, wenn sie noch so aberwitzig und handgreifliche Ausschneidereien sind; was vom Gebirge und den Wundern in demselben erzählt wird, findet keinen Widerspruch, sondern gilt als ausgemacht bei den Bewohnern der flachen Küste, wenn es auch noch so abenteuerlich klingt. Wenn bei hellem Mittage ein Vornehmer an Tamulen geringern Standes vorübergeht und zu ihnen sagt: „da sehe ich ja drei Sterne am Himmel stehen, seht Ihr sie nicht?“ so werden die Andern sich nicht unterstehen, diesem zu widersprechen,

sondern frischweg bekennen: „iawohl, wir sehen da auch was, das wie Sterne aussieht.“ — Das Volk wurde wenigstens damals noch, von seinen heidnischen Fürsten, die seitdem meistens durch die Engländer ihrer Macht entkleidet sind, auf's Sklavischste regiert, und die Fürsten schienen es recht darauf abgesehen zu haben, das Volk arm und unwissend zu erhalten. Daher ist ihr ganzes Wesen niedergeschlagen und feige geworden. Wozu nicht ein Großer Erlaubniß oder Beispiel giebt, das wagt nicht leicht ein Andrer zu thun. Zwar mit dem Munde und mit Worten scheuen sie sich nicht, auch nicht wider die Großen die Wahrheit zu sagen. Aber es ist nun einmal die Art dieses Volks noch heutigen Tages: viel Worte und in der That nichts. — „Sie können“ — sagt Pressier — „einander mit Worten so derbe, dreist und heftig angreifen, daß, wer's nicht gewohnt ist, daraus schließen sollte: wo der noch länger solche Reden führt, so wird er Stadt und Land, Haus und Hof umkehren, die ganze Stadt wird dadurch aufgebracht und rege gemacht werden. Allein es ist mit ihnen, wie mit einem Orkan auf der See, welcher plötzlich kommt und ein groß Aufsehen und Schrecken verursacht, aber, ehe man sich's versieht, ist's wieder ganz stille, daß man kein Lüftchen verspürt. Es können alle diese armen Leute immer in sich hinein predigen lassen, daß wir uns zuweilen verwundern, wie sie es uns noch zu gute halten und uns nicht die Wege

weisen. Aber das ist es eben, was an so Vielen die Predigt vergeblich macht."

So ging das Jahr 1726 stille zu Ende. Das folgende Jahr, 1727, aber meldete sich schon bald als eins an, in welchem etwas Bemerkenswerthes vorgefallen sollte.

Der Töpfer, mit welchem Schulze zu Anandamangalam im Gebiete von Landschaur bekannt geworden war und Umgang angeknüpft hatte, war von den in Trankebar zurückgebliebenen Predigern nicht außer Acht gelassen, und theils dadurch, theils aus eigenem Antrieb mit ihnen in nähere Verbindung gekommen. Schon bald nachdem er, getroffen vom Worte Gottes, seine mit scharfen Nägeln beschlagenen Pantoffeln an Schulze abgeliefert hatte, war er mit der Klage gekommen, daß ihm im Traume ein feindseliger Geist als Soldat erschienen sei, und ihn so geplagt habe, daß seine beiden Seiten nicht anders geschmerzt hätten, als hätte man ihm die Sehnen ausgerissen. Schulze aber hatte ihn beruhigt und angewiesen, nur fleißig in den Büchern zu forschen, die er ihm mittheile, so wolle sich solche Anfechtung schon geben. Und wie gerathen, so gethan; wie verheißen, so befunden. Nicht lange, so gab er auch seine beiden Söhne in die Missionschule, allein, da seine Gefreundte ihm zu arg darüber zusetzten, nahm er sie wieder heraus. Indessen unterließen die Prediger nicht, so oft sie nach Ananda-

mangalam kamen, in seiner Wohnung vorzusprechen und ihn daran zu erinnern, daß er dem Gnadenzuge Gottes folgen müsse. So geschah es denn, daß er sich noch im Dezember des Jahres 1726 mit drei Kindern und seinem alten Vater bei den Predigern einstellte und die Erklärung gab, daß er zum Christenthum überzutreten wünsche. Seine Frau hatte sich zu solchem Schritte nicht entschließen können, doch hoffte er, sie werde sich besinnen, wenn sie nunmehr sehe, daß es ihm mit seinem Vorhaben voller Ernst war. Sobald seine Absicht zu Anandamangalam bekannt wurde, erhob sich eine solche Feindschaft wider ihn, daß seines Bleibens daselbst nicht länger war. So machte er sich denn auf und zog herüber auf dänisches Gebiet nach Dugamangalam, in das Haus eines Verwandten. Zugleich gab er seinen ältesten Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, wieder in die Missionschule. Er trug damals noch den heiligsten Gegenstand, den ein Hindu tragen kann, das Lingam, diese Abbildung des verdecktesten Gliedes. Die Prediger wußten es auch wohl, mochten ihm aber doch noch nicht die große Probe anmuthen, es auszuliefern, sondern wollten lieber warten, bis er dieses abgöttische Pfand von freien Stücken übergäbe. Die Hindus nennen das Lingam ausdrücklich Prama-lingam, das heißt: Lebens-Lingam, und wollen damit sagen, es sei ihnen so lieb als ihr Leben; ja, wenn sie

merken, daß ihr Ende nahez, verschlucken sie es wohl noch gar, obgleich es aus Thon gefertigt ist.

Gewalt konnte in Nlugamangalam von den Heiden nicht an ihm geübt werden, allein so viel sie vermochten, thaten sie. Drohung über Drohung kam an den Töpfer, er solle Hindu bleiben. Einige Brahmanen ließen seine Frau in ein Dorf auf tandschaurischem Gebiete rufen und fingen hier an, sie zu bedrohen und zu schelten, daß sie ihre Kinder den europäischen Priestern zu Sklaven verkauft habe, und daß sie und ihr Mann zu einem andern, verächtlichen Geschlechte übergetreten wären. Dadurch hinderten sie nun zwar die Frau, sich ihrem Manne beim Uebertritte anzuschließen, und gedachten, so auch ihn zurückzuhalten, allein er ließ sich das nicht anfechten, sondern erklärte, daß er bereit sei, lieber seine Frau fahren zu lassen, als von der einmal erkannten Wahrheit abzutreten. Am 17. Januar 1727 kam er dann mit seinem Vater in die Kirche nach Trankebar, um Beide einige von ihnen im Heidenthum heilig gehaltene Sachen auszuliefern. Der Vater brachte sein Nuttiratscham, eine Schnur von runden, harten Kernen, an denen der Hindu die Zahl seiner Gebete abzählt und abbetet, wie der Katholik an seinem Rosenkranz; der Sohn übergab sein Lingam, aber man sah es seinem Gesichte an, daß er es nur mit Furcht und Bangigkeit that.

Sein kleinstes Kind war nur erst einige Monate alt. Deswegen hatten die Prediger ihn mehrmals aufgefordert, es taufen zu lassen. Doch hatte er darüber noch nicht zum Entschlusse kommen können, besonders wegen seiner Frau. Endlich aber half Gott ihm überwinden und am 20. Januar bat er die Prediger, das Kind zu taufen. Er wünschte, daß die heilige Handlung nicht in der Kirche, sondern in seiner Wohnung vorgenommen wurde, in dem Hause seiner heidnischen Verwandten, bei denen er zur Miete wohnte.

Die Heiden wollten nämlich gern wissen, was bei der Taufe vorging und was dabei gesagt würde. Den Predigern kam das sehr erwünscht; hatten sie auf diese Weise doch Gelegenheit, nicht nur den Heiden die Wohlthat der Taufe vorzustellen, sondern auch ihre Lästerungen über dieselbe durch die That und den Augenschein zu Schanden zu machen. Es ging nämlich unter ihnen die Rede: man stecke den getauften Kindern Rindfleisch in den Mund und gebe ihnen Branntwein zu trinken, das Taufwasser aber werde aus Europa hergeschafft. Mit diesem Letztern wollten sie andeuten, daß es etwas sehr Verhängliches mit der Taufe sei, mit dem Ersteren, daß sie die greulichste Handlung sei, die ein Hindu sich denken könne; denn ein Hindu kennt nichts Entsetzlicheres, als den Genuß von Rindfleisch, ja, er genießt zum großen Theile gar kein Fleisch, sondern nimmt seine Nahrung allein aus dem Pflanzenreiche.

Das hängt aber mit seinem Aberglauben eben so genau zusammen, als überhaupt die Heilighaltung der Thiere, nach welcher er es nicht über sein Gewissen bringen kann, ein Thier absichtlich zu tödten, und sich mit einer großen Sünde belastet zu haben meint, wenn er unversehens auch nur einen Wurm zertritt. Der Glaube an eine Seelenwanderung muß zu dergleichen Ansichten führen. Die Seelenwanderung aber gehört wesentlich zum Hindu-Glauben. —

Die höchste Seligkeit besteht ja für den Hindu darin, daß seine Seele in Gott übergeht. Ehe sie das kann, muß sie gereinigt werden. Stirbt ein Mensch, ohne die gehörige Läuterung empfangen zu haben, ist die Seele sogar, statt geläutert zu werden, noch mehr in Unreinigkeit und Sünde verschlackt, so muß sie an der Erde bleiben und nach ihrer Verfassung die Gestalt irgend eines Geschöpfes annehmen. So ist dem Hindu die Thierwelt nicht gleichgültig, sondern er kann in jedem Thier, das ihm begegnet, einen seiner Vorfahren oder nächsten Verwandten begegnen, die zur Läuterung in dasselbe verwandelt sind. Daher tödtet er auch kein Insekt, wie sehr es ihn peinigt, sondern er denkt: je näher sich ein Thier zu ihm thut, desto verwandter ist dasselbe durch die Seelenwanderung eines nächsten Verwandten mit ihm, und er sucht sich nur auf sinnige Weise von dessen Anfechtungen und Belästigungen zu befreien; ja, es giebt in Hindustan förmliche Kranken-

häuser, in welchen krankes oder altersschwaches Vieh verpflegt wird.

Vor allen andern Thieren sind aber noch die Rinder heilig gehalten, und sie zu tödten, gilt als das schwerste Verbrechen, theils weil der Gott Schiwa vielfach als auf einem Stiere reitend vorgestellt und gedacht wird, theils weil es in der Hindu-Sage heißt: die Kuh sei von Brahma mit den Brahmanen an Einem Tage geschaffen. Wer ein Rind und namentlich eine Kuh tödtet, hat sein Leben verwirkt, und ein katholischer Missionar war kurz zuvor bei Negapatnam nur noch eben, nachdem er eine Kuh geschlachtet hatte, der Hinrichtung dadurch entgangen, daß er die Thatfache ableugnete.

In Trankebar und an andern Orten, die unter Botmäßigkeit von Europäern stehen, müssen sich die Hindus es schon gefallen lassen, daß Jagd, namentlich auf das zudringliche Geschlecht der Krähen und Raben gemacht wird, die so dreist sind, daß sie, wo unter freiem Himmel gespeist wird, das Fleisch aus der Schüssel vom Tische wegholen; allein, wo die Europäer keine Gewalt haben, da soll sich Jeder wohl hüten, einen Schuß auf ein Thier zu thun, sonst könnte es ihm gehen, wie jenem englischen Schiffskapitän, über welchen Schulke in diesem Jahre nach Halle berichtet.

Dieser Kapitän nämlich geht drei Tage vorher, ehe er absegeln will, früh Morgens aus, am Strande

Vogel zu schießen. Da er nun unweit des Ufers einen großen Vogel gewahr wird, legt er an, schießt ab und trifft so gut, daß das Thier todt zur Erde niederstürzt. Nicht weit davon aber ist ein Mann auf dem Felde beschäftigt und zu ihm hat sich der Vogel besonders gehalten. Sobald der Vogel nun stürzt, läßt der Mann seine Hacke fallen und eilt spornstreichs in die Stadt. Dem Kapitan kommt der Mann verwunderlich vor. Er weiß nicht, was er von ihm denken soll; doch was geht ihn auch der Mann an? Er hat seinen Vogel getroffen und holt ihn, und wartet auf einen zweiten. Ehe noch aber der sich zeigt, kommt aus der Stadt eine Schaar Bewaffneter, umzingelt den Kapitan und bemächtigt sich seiner. Mit Ketten und Banden beschwert wird er ins Gefängniß geworfen; sein Schiff wird mit Beschlag belegt; dann wird ihm das Urtheil gesprochen, er müsse sterben. Der Mann ist natürlich erschrocken und bestürzt, fragt, was er denn eigentlich gethan habe; nichts als einen Vogel habe er geschossen; aber die Richter fallen ihm drein und schreien: „Also wirklich, Du gestehst es selbst, wohlan, Du kannst das Leben nicht behalten.“ — Wie's kommt, das weiß man nicht, jedoch der Verurtheilte wird nicht sogleich hingerichtet, sondern bekommt seine Galgenfeist. Während derselben findet sich ein Muhamedaner im Gefängniß bei ihm ein und sagt, er wolle dem Kapitan am Leben erhalten, wenn er ihm zwei hundert Thaler zum Lohne

gäbe. Freilich geht der Kapitän darauf ein. Da setzt der Mann ihm den Glauben von der Seelenwanderung auseinander, und berichtet ihm, daß der Bauer den Glauben habe, der Vogel sei sein verwandelter Vater gewesen, und daß das Gericht ihm Recht gegeben habe, und giebt nun dem Kapitän an, was er zu sagen habe, da er vor der Hinrichtung noch einmal befragt werden werde, ob er wirklich den Vogel erschossen habe. Wie der Mann es vorausgesehen hatte, so geschah es. Ehe die Hinrichtung vor sich ging, wurde der Kapitän noch einmal gefragt, ob er seines Verbrechens eingeständig sei, und dieser erklärte sodann Folgendes: „Ja, freilich habe ich den Vogel erlegt, aber wie habe ich anders können? Denn vor Kurzem ist mein Vater gestorben, den habe ich in die See begraben müssen; da ist seine Seele in einen Fisch gefahren. Als ich nun jenes Morgens, da ich gefangen genommen ward, am Strande spazieren ging, wurde mein Vater in dem Fische mich gewahr und sprang vor Freuden dicht am Ufer aus dem Wasser auf, mich zu begrüßen. Aber was geschieht? Da kommt des Bauern Vater, der jetzt ein Vogel war, und schnappte nach meinem Vater und ergriff ihn und verschlang ihn. Wie konnte ich da anders, als meinen Vater an ihm rächen?“ — Als die Richter Solches vernahmen, nahmen sie ihren Spruch zurück und gaben dem Kapitän Recht und Freiheit.

Also den Predigern war es sehr recht, in Dugamangalam selbst in Gegenwart der Heiden zu taufen. Und damit auch die Absicht erreicht werde, den Heiden den Verdacht zu benehmen, den sie hegten, mußten des Töpfers Hausgenossen in einem reinen Gefäße aus ihrem eigenen Brunnen Wasser holen, und das Kind wurde dann unter einer zu diesem Zwecke aufgerichteten grünen Hütte im Hofe des Hauses in Gegenwart vieler Heiden getauft.

Außer den christlichen Taufzeugen war der Töpfer selbst zugegen und beantwortete alle Fragen selbst mit. Seine Frau wollte nicht dabei sein, weil ihr Gemüth noch zu sehr abgeneigt war. Auch der alte Vater war durch seinen jüngern Sohn, des Töpfers Bruder, dahin vermocht, sich von der heiligen Handlung fern zu halten.

So lange die Prediger an Ort und Stelle gewesen waren, hatten die Heiden sich sehr ruhig verhalten; sobald sie aber wieder nach Trankebar zurückgekehrt waren, hatten sie sich gegen den Töpfer erhoben und ihm viele Drangsal angethan. Als ihm nun auch während der Nacht sehr beängstigende Träume kamen und er Anfechtungen zu erdulden hatte, wie schon früher, vermochte er es nicht über sich, länger in seinem Wohnorte zu bleiben, sondern äußerlich und innerlich in Schrecken gesetzt, machte er sich mit seinem zweiten Sohne nach Trankebar auf, Trost und Schutz zu suchen.

Die Prediger nahmen sich seiner liebeich an und ihr Zuspruch aus dem Worte Gottes gab ihm eine so große Kraft, daß er seinem Sohne das Lingam abriß und es den Predigern überantwortete. Mit gleicher Ueberwindungskraft löste er einen Knoten von Haaren, den er als heidnisches heiliges Kleinod auf dem Scheitel trug. Unterdessen hatten die Prediger draußen in Muzamangalam umhören lassen, wie die Sachlage sei, und da es sich fand, daß von den Hindus keine große Gefahr zu besorgen sei, gaben sie ihm den Rath, den Knaben zurückzulassen, sich selbst aber wieder hinauszugeben, damit es nicht den Anschein gewinne, als habe er aus Furcht heimlich entfliehen wollen, doch boten sie ihm ihr dasiges Haus, die ehemalige Papiermühle, inzwischen zur Wohnung an, wenn er es nicht gerathen finden möchte, in seiner eignen Behausung zu bleiben. Er begriff die Nothwendigkeit seiner Rückkehr; unter den Seinen zu übernachten, wagte er jedoch nicht, daher ging er auf das Anerbieten ein.

Am folgenden Morgen begab er sich in Begleitung eines Katecheten zu seiner Frau, um ihr zuzureden, daß sie sich freundlich zu ihm halten, oder gar mit zum Christenthum übertreten möchte; allein sie weigerte sich auf's Entschiedenste, irgend Gemeinschaft mit ihm zu halten. — Er hält es für das Beste, seinen Ernst zu zeigen, nimmt sein Hausgeräth und zieht mit demselbigen in die ehemalige Papiermühle. Nicht weniger

aber nimmt sie das jüngste, kürzlich getaufte Kind und geht damit fort nach Anandamangalam, wo sie früher mit einander gewohnt hatten.

Der Töpfer erkannte nun wohl, daß hier mit Menschen-Macht und Kunst nichts auszurichten sei, befehlt daher sein Weib dem Gotte, der ihn selbst zu sich gezogen hatte, und bemühte sich nun auf's Eifrigste, sein eignes Seelenheil je mehr und mehr zu fördern und sich die zum Empfange der Taufe nöthige Erkenntniß zu verschaffen. Auf den 2. Februar war diese heilige Handlung, nach gründlicher, mit ihm angestellter Prüfung angesetzt. Er meinte dadurch, sich von den Seinigen nun ganz lossagen zu müssen und durch diese Aufopferung den Frieden zu finden, den er suchte, jedoch der Herr, der treu ist, ließ ihn noch eine tröstliche Freude erleben. Wenige Tage vorher ließ seine Frau ihm sagen: sie sei geneigt, wiederum zu ihm zu kommen, wenn er sie holen wollte. Darauf zwar ließ er sich nicht ein, sondern er erklärte ihr, daß sie von freien Stücken zu ihm kommen müsse, denn er habe sie ja nicht gehen heißen; allein diese Antwort stimmte sie nicht wieder um, sondern wirkte vielmehr dahin, daß sie sich zu ihm aufmachte, und da er nun die Taufe empfangen hatte, ließ sie sich williglich von ihm im Christenthum unterweisen.

Gleich am Tage nach der Taufe des Töpfers, am 3. Februar, knüpfte sich ein Verhältniß mit einem an-

dem Manne an, das für die Erweiterung des Wirkungskreises der Mission von der größten Bedeutung wurde.

In den Diensten des Königs von Landschaur stand als Serweikarem oder Unteroffizier ein Mann, Namens Radschanaiken. Dieser stammte aus der verachteten Kaste der Pareiar, allein schon sein Großvater war in die römisch-katholische Kirche eingetreten, und so ward, wie sein Vater, auch er in frühester Jugend getauft. Als er sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht und samt seinem Bruder Sinappen lesen gelernt hatte, bekam er mit diesem großes Verlangen, Bücher zu lesen, die vom römisch-katholischen Glauben handelten. Die katholischen Katecheten kamen dem Verlangen der beiden Jünglinge entgegen und gaben ihnen, auf Rath des ihnen vorstehenden Priesters, zumal Geschichten von Heiligen und der Mutter Maria zu lesen, so wie das Wenige, was die Katholiken über Christum verfaßt und auf Palmblätter oder Ples abgeschrieben hatten.

Die Geschichten von den Heiligen, so wie von der Maria machten auf Radschanaiken keinen bleibenden Eindruck, dagegen ließ der Herr seine Gnade an dem Herzen des Jünglings durch das Wenige, was er über ihn selbst lesen konnte, besonders wirksam sein; denn vornämlich durch die Betrachtung des Leidens Christi wurde er allmählig dazu erweckt, die Sünde in ihrer

Strafwürdigkeit und dabei seine eigne Sündhaftigkeit zu erkennen.

Daneben erwachte bei ihm ein Verlangen, mehr von den Rathschlüssen und Thaten Gottes zur Erlösung der Menschen und so auch zu erfahren, was Gott zu diesem Ende bereits vor Christo gethan habe, um die Menschheit diesem zuzuführen und ihm den Weg zu bereiten. Er wandte sich daher an die katholischen Katecheten und bat sie um Mittheilung solcher Schriften, wenn es deren gebe, in welchen von diesen Veranstaltungen Gottes die Rede sei. Daß es keine solche Schriften gebe, wagten die von ihm Angegangenen nicht zu sagen; sie thaten nur schwierig. Er dagegen wollte es sich auch ein Bedeutendes kosten lassen, wenn er nur sein Verlangen gestillt bekommen konnte. Auf sein Dringen erklärten sie dann, sie hätten dergleichen Schriften nicht im Besiz, kenneten sie auch nicht. Damit aber ließ er sich nicht abfertigen, sondern er hielt nun darum an, daß sie bei dem Priester Nachfrage halten und Ansuchung thun möchten. Sie wichen abermals aus, und Nadschanaiken mußte sich zufrieden geben, aber freilich nur so gut, als es ging, denn das Verlangen wollte sich nicht ertöden lassen.

Unterdessen trug es sich zu, daß ein katholischer Bettelmönch nach dem Orte kam, wo Nadschanaiken sich aufhielt, und ein Buch bei sich führte, das er von Schulke bei einem Zusammentreffen mit diesem er-

halten hatte, das die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte enthielt. Radschanaiken zeigte ein großes Verlangen nach demselben und bewog den Besitzer auch endlich gegen eine Belohnung, die er ihm sogleich reichte, ihm diesen ihm so köstlichen Schatz zu reichen. Der Mönch willigte endlich ein, und bat Radschanaiken nur, dieses Buch ja vor dem katholischen Priester geheim zu halten; das Titelblatt war bereits herausgerissen, damit der Inhalt nicht sogleich in die Augen fallen und die katholischen Priester bestimmen möchte, das Lesen zu verbieten, weil es nun einmal römisch-katholischer Grundsatz war und ist, die heilige Schrift den Nichtgeistlichen so viel möglich vorzuenthalten.

Radschanaiken las das Buch mit großer Begier. Er hätte sich nie wieder von demselben trennen mögen, ohne ein Gleiches zu besitzen; aber er hatte vom Mönche nicht erfahren, woher dieser dazu gekommen war, und da das Titelblatt fehlte, konnte er es aus dem Buche selbst nicht ersehen. „Ich pflegte“ — sagt er — „den ganzen Tag hindurch und von Abend bis zu Mitternacht bei Licht in dem Buche zu lesen. Nachdem ich so die vier Evangelisten und die Apostelgeschichte kennen gelernt hatte, hatte der Herr mir mancherlei Verstandniß gegeben. Ich wurde begierig, unablässig im Lesen fortzufahren. Es kam aber die Bekümmerniß dazwischen: wie wenn nun der Mönch das Buch zurückfordert und wieder mit sich nimmt? Was

dann machen? — Ich faßte darauf den Entschluß, das Buch auf Diesblätter abzuschreiben. Als bald fing ich mit dieser Arbeit an, und brachte das Evangelium Matthäi und Marci, so wie das Meiste vom Evangelio Lucae zu Stande. Weil ich aber noch ein neuer Anfänger im Schreiben war, so wurde mir die Hand ganz matt und ich konnte nicht weiter fort kommen. Weil überdem der Mönch im tandschaurischen Lande nicht mehr anzutreffen war, so hörte ich auf, weiter zu schreiben. Die Sprüche, die mir bei Lesung des Buches vorkamen, gossen gleichsam meinem Glauben Del zu und brachten denselben zur Entzündung."

Nach einiger Zeit ward Nadschanaikien nach einem in der Nähe von Trankebar belegenen Ort befehligt. Hier fand er bei einem römisch-katholischen Hindu ein Buch der Prediger zu Trankebar, nämlich den Brief an alle Tamulen. Der Mann konnte freilich selbst nicht lesen, allein oft versammelte er doch andere katholische Hindus um sich, nahm das Buch zur Hand, that, als wenn er daraus vorlese, trug aber vor, was ihm gerade einfiel, und suchte sich auf diese Weise ein Almosen. Nadschanaikien kaufte ihm nun nicht bloß dieses Buch ab, sondern fragte ihn auch, woher er es bekommen habe. — „Ich habe es von einem deutschen Priester," war die Antwort. „Ich fragte weiter" — erzählt Nadschanaikien — „was soll denn das heißen: ein deutscher Priester?"

Er gab zur Antwort: „„Diejenigen, welche die heilige Mutter nicht anbeten, das sind deutsche Priester; auf solche Weise giebt es zweierlei Priester.““ Als ich Solches hörte, dachte ich hin und her, ob denn das Christenthum in zweierlei Sekten zertheilt sei. Es kam mir ein Zweifel ein, ob in dieser oder in jener die Seligkeit zu finden sei, sagte also: ich muß das recht untersuchen; verschaff mir doch Gelegenheit, daß ich mit den deutschen Priestern bekannt werde; wenn Du mir noch ein Buch bringst, will ich es Dir bezahlen. Er brachte mir also wiederum ein Buch, in welchem vom Heidenthum gehandelt wurde. Als ich ihm dieses auch abgekauft hatte, schrieb ich ein Dles an die Priester und schickte ihn damit ab. Er brachte mir wieder ein Buch, die Theologie genannt, hatte aber das Dles den Priestern nicht eingehändigt. Ich bezahlte ihm dieses Buch gleichfalls. Weil ich aber merkte, daß er hierin diebisch zu Werke gehe, so fertigte ich ihn wieder mit einem Dles ab und sagte: Du mußt mir diesmal ein großes Buch von den Priestern bringen. Auch dieses Dles hatte er unterschlagen, kam wieder, brachte viel Lügen vor und sagte, die Priester hätten begehret, daß er ihnen erst Geld mitbringen mußte. Ob ich nun wohl erkannte, daß es Lügen sein mochten, so gab ich ihm doch das verlangte Geld und zugleich ein neues Dles: Schreiben, sandte aber einen Andern hinter ihn her, daß er ihm nachsehen möchte, wohin er ginge.“

Auf diese Weise kam Nadschanaikien der Quelle auf die Spur. Da er nun inne ward, daß er einen Gehülfen bei der trankebarschen Mission, den Buchbinder, schon ein Jahr früher gelegentlich in Boreiar gesprochen hatte, so wandte er sich am 3. I bruar geradezu an diesen mit einem Schreiben und der Bitte um Zusendung von Büchern, aus welchen er ersehen könne, welche Lehrsätze vom Christenthum die deutschen Priester hätten.

In Folge dieses Schreibens wurde ihm ein großer Katechismus zugeschickt, zugleich aber geschrieben, er möge sich lieber geradezu an die Prediger wenden, da diese über die Bücher zu verfügen hätten. Er ließ denn auch nicht lange auf sich warten, sondern schon am 5. Februar schickte er durch zwei Boten ein Geschenk von frischen Kokosnüssen und andern Früchten nebst einem Brief an die Prediger, der folgendermaßen lautete:

„Gott mit uns! Dem königlichen Propheten, dem Herrn Priester saget sein Diener Nadschanaikien demüthigst ein: Gott sei Dank! — Hier an unserm Orte, die wir landeinwärts wohnen, giebt es viele Heiden. Ob sich nun aber zwar Gott bei uns nicht unbezeugt läßt, so können uns doch die Priester, die in unserm Lande sind, die zu rechter christlicher Erkenntniß notwendigen Bücher der heiligen Schrift von den evangelischen Geschichten, der geistlichen Glaubenslehre und Gottes herrlichen Wunderthaten nicht geben. Deswegen

habe ich an Euch eine Bitte thun wollen. Ich habe ein großes Verlangen, von Euch die Sachen des Alten und Neuen Testaments, die man wissen muß, zu lernen. Daher laßt es Euch gefallen, mir die gedachten Bücher zukommen zu lassen."

Ein Neues Testament, und so weit vom Alten gedruckt war, ward ihm darauf mit einem Schreiben zugesandt, und dazu das Versprechen gegeben, das Uebrige, sobald es vorrätzig sei, nachzuliefern.

Da bereits seit mehren Jahren keiner der Prediger mehr nach der sechs Stunden südwärts gelegenen holländischen Besikung Negapatnam gereist war, so ward aus guten Gründen beschlossen, dort einmal wieder einen Besuch zu machen, denn einestheils konnte man bei dieser Gelegenheit den dortigen Heiden das Evangelium vom Reiche Gottes verkünden, anderntheils auch bei der dasigen Regierung wieder das Andenken an das Werk erneuern und zugleich in Erfahrung bringen, ob man den daselbst anwesenden Christen europäischer oder hinduischer Abkunft irgendwie geistlich nützlich werden könne.

Daher gingen Dal und Pressier am 10. Februar dahin ab. Eine weite Reise war es ja nicht; leicht konnte man in Einem Tage an Ort und Stelle gelangen, allein den Beiden lag daran, auch wegelang, soviel Gelegenheit sich bot, vom Reiche Gottes zu verkündigen. Die Gelegenheit dazu blieb auch nicht aus.

Bald stießen sie auf Leute, die derselben Straße eine Strecke zogen. Von diesen erklärte ein vornehmer Mann, als er nach dem Wege der Seligkeit gefragt wurde: er habe an der Landstraße einen großen Teich zum Baden graben und Häuser für Brahmanen daneben bauen lassen, in welchen jedem Reisenden, der es begehre, umsonst Nahrung gereicht werde; daher zweifle er keineswegs an der Erlangung der Seligkeit.

Eine Strecke weiter hatten sie Mühe, Leute von sich fern zu halten, die sich ihnen aufdrängen wollten. Es waren dieses Pagoden-Tänzerinnen mit ihren Musikanten. Weil andere Europäer sie oft zu ihrer Belustigung kommen und vor sich tanzen lassen, meinten sie den Reisenden auch einen Gefallen zu thun, wenn sie sich anböten. Allein diese ließen ihnen bedeuten, daß ihr Treiben und Tanzen zu Ehren der Götzen, so wie ihr damit verbundenes unzuchtiges Wesen, das auch bei diesem Tanzen hervorzutreten pflegt, ein Greuel sei.

Ehe sie noch am ersten Tage in Nagur zur Nachtruhe kamen, begegnete ihnen vor der Stadt ein Haufe muhamedanischer Bettelmönche oder Fakirs, die in der Stadt bei dem Feste Kandiri gewesen waren, das dort zu Ehren neun Tage lang einem muhamedanischen Heiligen gefeiert war. Dieser hat dort nämlich seine Begräbnisstätte, ein prächtiges Gebäude mit vier zierlichen Thürmen an den vier Ecken, und hat hier auch ein großes Wunder gethan, denn es wird erzählt, daß

er ein Reis, mit welchem er seine Zähne gestochert, in den Erdboden gesteckt habe, und aus diesem sei, durch seine Wunderkraft, ein Baum erwachsen, der seines Gleichen nicht habe. Die beiden Prediger hielten die Fakirs an, und diese hörten auch eine Zeitlang ruhig an, was ihnen vom Wege des Lebens gesagt wurde, bis die Rede auf Christum kam. Alsobald aber sagten sie: es sei für diesmal genug, und machten sich weiter.

Am zweiten Tage Abends trafen Dal und Pressier in Negapatnam ein und fanden eine vortreffliche Aufnahme. Es ging ihnen in vielen Stücken nach Wunsch und im Allgemeinen konnten sie durch die Erfahrungen, die sie hier machten, freudig gestimmt werden, denn sie hatten vielfach Gelegenheit, hin und her das Evangelium zu predigen und fanden willige Zuhörer unter den Heiden, während die Christen am Meiste sich höchlich erfreuet bewiesen, daß ihnen theils erbaulicher und erwecklicher Zuspruch, theils manches gute Buch zukam. Eine betrübende Erscheinung war ihnen nur der frühere Katechet aus Trankebar, Friedrich Christian, der nach seiner Bekehrung aus dem Heidenthume durch Ziegenbalg, erst durch Jesuiten geführt, zur katholischen Kirche abgefallen, danach wieder zu den Predigern in Trankebar zurückgekehrt war und auf's Neue, wie vorher, ein tüchtiges Werkzeug im Dienste der Heidenbekehrung abgegeben hatte, dann aber von Trankebar und der Christengemeinde wiederum

gewichen war, und nun sich weder einen Christen, noch einen Heiden nennen konnte. Er fand sich selbst bei den Beiden ein und wollte sich herausreden, allein er konnte nicht leugnen, daß er, nebst Frau und Kindern, die heidnischen Gebräuche mitmachte. Er meinte aber, wenn er, wie andere Schiwa-Anbeter, sich die Stirne mit Asche von Kuhmist beschmiere, so geschehe das nur dem äußern Anscheine nach dem Gotte Schiwa zu Ehren, eigentlich aber gedenke er dabei an diesen gar nicht, sondern vielmehr daran, daß er selbst Staub und Asche sei, denn er sei in seinem Herzen überzeugt, daß der christliche Glaube der einzige wahre sei. Außereur Vortheil schien ihn an das Heidenthum zu binden und alle Vorstellungen der Beiden glitten an seinem Herzen ab.

Die Erfahrung machten sie übrigens auf dieser Weise wiederholt, daß es ihnen nichts half, den Heiden die Albernheit ihres Gögendienstes ohne Weiteres vorzuhalten. Nur bei Gemüthern, die schon innerlich eine Ahnung davon hatten, fanden sie Anklang damit; die übrigen wurden vielmehr dadurch erbittert. — Die Predigt Pauli zu Athen wird wohl immer das Vorbild der Heidenprediger bleiben.

Am 19. Februar trafen Dal und Pressier wieder in Trankebar ein. Während ihrer kurzen Abwesenheit war aber etwas Wichtiges vorgefallen. Es hatte nicht nur Tags vor ihrer Ankunft Nadschanaiken

aufs Neue einen Brief geschrieben und in demselben um Zusendung des Alten Testaments gebeten, sondern es war auch am 14. Februar sieben heidnischen Schullehrern, die sich der Aufsicht der Mission untergeben hatten, angezeigt, daß ihnen künftig nicht mehr die Dles und Griffel geschenkt werden würden und daß die Verbindung mit ihnen als aufgehoben anzusehen sei. Es hatte sich nämlich durch die Erfahrung erwiesen, daß die Unterstützung dieser Schulen nicht zu dem gewünschten Zwecke diene. Man hatte Anfangs gehofft, auf diesem Wege für das Christenthum Bahn zu brechen und für die Aufnahme desselben vorzubereiten; allein es wies sich immer bestimmter aus, daß die Schullehrer, wenn sie auch nicht mehr den Kindern das Christenthum verhaßt machten, doch vielmehr ihren Schülern einen gegen allen Glauben sehr gleichgültigen Sinn einflößten, in welchem sie die Ansicht hegten, daß jeder seines Glaubens felig werde. Die Schullehrer sollten ja freilich Sprüche, aus heiliger Schrift ausgezogen, von den Kindern lernen lassen, allein es wurde erwiesen, daß sie, um es mit Niemand zu verderben, die Kinder, deren Eltern dieses Auswendiglernen nicht gerne sahen, damit verschonten. Es war auch vorgekommen, daß die Schullehrer die Bedingung nicht erfüllt hatten, die Gözenbilder aus ihren Schulen wegzunehmen. Daher entschied reisliche Ueberlegung dahin, nur die eigentlichen Schulen der Mission in Boreiar und Tilleiali beizubehalten.

Nach einigen Tagen stellte nun Rabschanailen sich persönlich mit seinen Brüdern in Trankebar ein, um hier einen Sonntag zu begehen und die Predigten zu hören. Bei dieser Gelegenheit machte er allerlei Mittheilungen über die Lage der Katholiken im Reiche Landschaur und über die Stimmung, die dort gegen das Christenthum herrschte. Der König war nämlich von den Brahmanen sehr gegen dasselbe, als gegen den Glauben der Franken oder Europäer, eingenommen. Daher wagten Viele, die getauft waren, es nicht, sich als Christen zu zeigen, sondern bezeichneten sich nach wie vor mit Asche vor der Stirn als Heiden. Ihre Entschuldigung, wenn sie darüber zur Rede gestellt wurden, lautete gleich wie die Friedrich Christians zu Negapatnam: sie seien ja selbst nur Asche. Diejenigen aber, die sich freimüthig als Christen zeigten, seien mancherlei Gefahren ausgesetzt, besonders hatten sie zu fürchten, daß ihnen das Zeichen des Wischnu, eine Schnecke und ein Kreis, mit glühendem Eisen als Brandmal eingeätzt wurde, um sie gleichsam zu Heiden zu stempeln. Kamen portugiesische Geistliche ins Land, so wagten diese nicht, sich frei zu zeigen, sondern sie legten lange Gewänder an, bestrichen sich mit feingeriebenem Sandelholz und gaben sich für nordische Brahmanen aus, deren heilige Sprache oder Sanskrit das Latein sei. Die Brahmanen nämlich sind lichterer Farbe, als die übrigen Hindus, und scheinen aus dem

Norden, von der Gegend des Himalaya-Gebirges her, weiter nach Süden ihre geistliche Gewalt ausgebreitet zu haben, so weit man bis jetzt in Erfahrung gebracht hat. So fielen die Portugiesen, denen Gott der Herr schwarzes Haar und dunkle Augen, so wie eine ziemlich tiefe Hautfarbe gegeben hat, die leicht, wenn sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, das Brahmanen-Dunkle erreicht, nicht so sehr als Fremdlinge auf. In Tandschaur selbst hatten die Katholiken auch keine Kirche, sondern einige Stunden südlich von der Stadt auf tirutschinopallischem Gebiete im Orte Elekuritschi. In Tandschaur hielten nur die Katecheten in ihren eigenen Behausungen hin und wieder Versammlungen.

Nadschanaiken hatte bei diesem Besuche allerlei Fragen zu thun, die besonders den Unterschied zwischen dem katholischen und evangelischen Christenthum betrafen. Alles aber, was er darüber erfuhr, schien ihm sehr zu genügen. Vier Wochen später schrieb er in einem Briefe an die Prediger: „Die geistlichen Bücher, welche ich von Euch bekommen, habe ich nach Tandschaur gebracht. Unsre Brüder hier fragten: was ist das? Ich nannte ihnen darauf Euren Namen mit Ehrerbietigkeit und hielt einige Unterredungen mit ihnen. Sie verwunderten sich sehr darüber, daß ich ihnen von dergleichen Dingen und von Euren Personen solche Nachricht geben konnte. Bei solchem Verwundern ward mir Leib und Seele mit Freuden erfüllt. Als ich hernach

Landschaur wieder auf einige Tage verlassen mußte, ließ ich alle Leute das Evangelium und die kleinen Bücher lesen; das nahmen sie mit Freuden auf und redeten von Euch viel Gutes. Ich habe ein großes Verlangen gehabt, wieder zu Euch zu kommen, allein mein Dienst will es mir noch nicht erlauben."

Durch solche Erfahrungen konnten die Prediger über anderartige getröstet werden, die sie zu machen nicht umhin konnten.

Schon Anfangs Februars hatte sich ein Pandar, Kataswami genannt, bei den Predigern eingestellt und sein Verlangen, zum Christenthum überzutreten, kund gethan. Pandaren sind Mitglieder geistlicher Verbrüderungen, die im Ansehen gleich nach den Brahmanen stehen. Sie suchen den Ruf großer Heiligkeit und trachten nach Erlangung desselben durch allerlei äußerliches Werk, das als heilig gilt. So bestreichen sie, wie andere es mit wohlriechendem Sandelholz thun, ihren ganzen Leib mit Unrath und ziehen so durchs Land. Wohin sie kommen, reicht man ihnen Almosen und Geschenke, ohne daß sie darum zu bitten brauchen. Gerade dieser Pandar hatte auf diese Weise bei seinem Umherstreifen viel Geld gesammelt, und dadurch nicht bloß seinen Unterhalt gefunden, ohne sich zur Arbeit verstehen zu müssen, sondern auch Andern reichlich davon mitgetheilt und sich so einen großen Namen erworben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß bei einer solchen Herumtreiber-Lebensart, in Müßiggang und Ueberfluß und unter einer unverdienten und schmähligen Verehrung die Pandaren, wenn sie sie nicht von vorn herein haben, eine sehr niederträchtige Gesinnung bekommen müssen, und daß ihnen wenig zu trauen ist, wo es etwas Höheres gilt. Es wird uns auch nicht sehr verwundern, daß gerade in dieser Zeit einmal ein solcher Pandar zu den Predigern in die Katechisazion kam und, um Vertrauen einzulösen, seine Hand hinhielt und bat, man möge hineinspucken, er wolle es ab lecken. Anständiger zeigte sich Katswami während seines Aufenthalts bei den Predigern; es schien ihm sogar ein rechter Ernst mit seiner Bekehrung und er trennte sich sogar von seiner Frau, die nicht bei ihm bleiben wollte, wenn er sich zum Christenthum neigte. Allein er hielt seine Probezeit doch nicht aus; sondern noch ehe er zur Taufe gehörig vorbereitet erklärt werden konnte, entwich er.

Es mag wohl sein, daß er sich das Christenthum und seine Lehre doch noch anders vorgestellt hatte, als er sie nun erfand. Pandaren halten sehr hoch von sich; sie binden sich zwar nicht besonders an die Vorschriften des Hindu-Glaubens, sondern treten hier mit ihrer Weise oft in geraden Widerspruch gegen die herkömmliche Sitte, indem sie keinen Unterschied der Speisen machen, auch mit dem unreinen Pareiar zusammen

essen; aber dennoch rühmen sie sich großer Weisheit und Heiligkeit, vermöge welcher sie gerade Machtvollkommenheit haben, die bestehenden Vorschriften und Ordnungen zu übertreten. Allem Heiligkeits-Hochmuth tritt das Christenthum aber geradezu entgegen, indem es alle Menschen zu Sündern macht, die gleichmäßig des Ruhms ermangeln, den sie an Gott haben sollten. Wenn ein Pandar so etwas nicht von vorn herein dem Christenthum zugetraut hat, so giebt es ihm natürlich, sobald er davon erfährt, einen Anstoß, den nicht Jeder überwindet. — Ihre vermeintliche Weisheit steht ihnen auch im Wege. Wenn sie im christlichen Glauben unterwiesen werden, wollen sie gewöhnlich zeigen, daß das, was sie da hören, schon immer ihre Meinung gewesen ist, und bringen daher irgend einen Vers oder Ausspruch aus ihren Dichtern an, der dasselbe besagen soll, es mag passen oder nicht. Auf diese Weise kann gründliche Erkenntniß der christlichen Wahrheit nur schwerlich bei ihnen gewirkt werden; wenn aber ernstlich darauf gedrungen wird, daß sie ihre hohlen Ansprüche, wonach sie sich als Solche ansehen, die eigentlich schon immer christlich gedacht und geglaubt haben, aufgeben und die Falschheit und Verkehrtheit ihrer bisherigen Glaubensansichten eingestehen sollen, so dünket ihnen, es werde etwas Unbilliges verlangt; sie meinen das Christenthum ja schon begriffen und ergriffen zu haben, werden müde,

ihre Meinung darüber immer verwerfen zu hören, und ziehen sich, in trügerischem Wahn gefangen, zurück.

Wer einmal des Umhertreibens gewohnt worden ist und ein Geschäft daraus gemacht hat, wird, wenn nicht tiefste Bekümmerniß über seine Seelennoth ihn bindet und fesselt, schwerlich lange ein ruhiges, sinniges Leben aushalten können, und wenn nun gar nach seiner vermeintlichen Heiligkeit und Weisheit der Todesstoß versetzt wird, so treibt es ihn leicht von dannen und auf die alten Wege.

Kataswami ließ zwar im Laufe des Jahres noch hin und wieder brieflich von sich hören und zeigte sich auch wiederholt persönlich; aber wie sehr er sich auch bemühte, sich aufrichtig zu stellen, um diesen und jenen Vortheil zu erlangen, konnte ihm seine Absicht nun doch nicht gelingen, da er einmal verdächtig und seines Herzens Grund offenbar worden war.

Radschanaiken dagegen erregte immer bessere Hoffnungen von sich und zeigte in allen Stücken, daß der größte Ernst um die göttliche Wahrheit in ihm lebte. Er stellte sich im März, da sein Beruf es ihm erlaubte, mit seinem jüngern Bruder in Trankebar ein und wünschte, von den Predigern zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Allein da diese erkannten und er es auch selbst bekennen mußte, daß er zwar eine lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des evangelischen Christenthums im Gegensatz gegen das

katholische habe, jedoch die evangelische Lehre vom Abendmahl, so wie andere Unterschiede der beiden Kirchen noch nicht gehörig aufgefaßt hatte, die Prediger aber ganz besonders zu vermeiden wünschen mußten, daß bei seinem Uebertritte irgend eine Uebereilung von seiner Seite Statt finde, so stellten sie ihm, damit er ihnen nicht etwa einmal den Vorwurf machen könnte, sie hätten ihn irre geleitet und die Bedenklichkeit, in die sie ihn versetzt hatten, dazu benützt, ihn zu sich herüber zu ziehen, die Wichtigkeit des Schrittes vor, und wie sie nach dem gemeinschaftlichen Genuße des heiligen Abendmahls auch seinen Namen unter die Glieder ihrer Gemeinde eintragen würden.

Er ließ sich die ihm gemachte Vorstellung gerne gefallen und beschloß den Schritt vor dem Herrn und mit den Seinigen noch reiflicher zu erwägen. Sein Amt rief ihn von Trankemar ab und hielt ihn länger von den Predigern ferne, aber dadurch wurden seine Gedanken nicht von der Erweckung seines Seelenheils und von der Erforschung der evangelischen Wahrheit abgeleitet, sondern er hielt mit den Predigern eine briefliche Unterhaltung aufrecht und befragte sie und ließ sich von ihnen belehren.

Daneben aber konnte er es auch nicht unterlassen, sein Licht unter dem Geschlechte leuchten zu lassen, unter welchem er sich befand. Das bald darauf erfolgende Osterfest mußte er in einem heidnischen Orte verleben.

Da hielt er unter der Laube, die die Einwohner ihm vor seiner Wohnung ausgerichtet hatten, damit er unter kühlem Schatten im Freien sich aufhalten könne, das Fest, so gut er es konnte, mit Lob und Preis gegen seinen Erlöser öffentlich. Die Einwohner kamen darüber zusammen und sahen sich's an. Er aber hatte nun nicht genug daran, auf diese Weise Zeugniß abzugeben, sondern nahm auch eins von seinen christlichen Büchern zur Hand und las ihnen daraus vor, was er für sie dienlich erachtete: von den Eigenschaften des Einen wahren Gottes im Vergleich mit dem, was sie von ihren Göttern wußten.

Im Juli erschien er mit dreien seiner Soldaten in Trankebar. Diese waren bisher Heiden gewesen, er aber hatte es versucht, so viel als es ihm möglich war, sie mit der christlichen Wahrheit bekannt zu machen. Nun brachte er sie den Predigern, daß sie getauft würden. Er war es von seinen katholischen Geistlichen her so gewohnt, daß die Taufe leicht vollzogen wurde, ließ sich aber auch bedeuten, da ihm die Prediger vorstellten, daß diese Leute erst einen gründlicheren Unterricht empfangen müßten, und gab ihnen daher so lange, als nöthig war, Freiheit vom Dienste und Erlaubniß, in Trankebar zu bleiben, während er auf seinen Posten zurückeilte. — Zur Taufhandlung stellte er sich wieder ein und benutzte zugleich die Gelegenheit, sich über Vieles Auskunft zu verschaffen.

Es war ihm nicht recht, daß die Prediger da an der Küste saßen und nicht weit hinein ins Land liefen, wo so viele Menschen zu bekehren seien; er fragte, wie sich damit der Befehl Christi reime, daß sie in alle Welt gehen sollten. Sie antworteten ihm, sie seien ja schon von ihrem Vaterlande hergekommen und ins Innere des Landes würden sie nicht eingelassen, das wüßten sie aus Erfahrung. Aber recht war es ihm nicht und ward es ihm nicht, und eben so wenig wollte er sich damit zufrieden stellen lassen, daß sie einen der eingebornen Katecheten ins Land zu schicken versprochen, denn er meinte, der würde unter seinen Landsleuten wenig ausrichten. An deren Bekehrung aber war ihm Alles gelegen.

Da er Ende Juli von seinem Posten abgelöstet und nach Landschaur gerufen wurde, that er seinem Eifer hier so viel Genüge, als er irgend konnte, mit Lehren und Verbreiten von Büchern, die er sich aus Trankebar kommen ließ, und mehr und mehr ward in ihm der Wunsch lebendig und kräftig, daß er sich ganz dem Dienste an der Verkündigung des Evangeliums unter seinen Landsleuten möge widmen können.

Von der Ansicht war er also abgekommen, daß ein Eingeborner keine Wirksamkeit unter den Hindus für das Evangelium ausüben könne; es war ihm besser eingeleuchtet, was die Prediger ihm bedeutet hatten, daß es doch wohl zweckmäßiger sein möchte, wenn Ein-

geborne das Evangelium im Lande verkündigten und nicht Europäer, die unter dem Namen Franken im Lande bekannt und verdächtig sind und von deren Lehre man zu glauben sehr geneigt war, daß sie sich nur für die Franken gehöre, oder gar von den Franken benutzt werde, um die Bekehrten gefangen zu nehmen und als Sklaven über das Meer hin zu verkaufen; weil es Europäer gab, die an der Küste Eingeborne kauften oder raubten, um sie in die Leibeigenschaft abzuführen.

Nest stellte sich aber für Nadschanaiken eine andre Schwierigkeit heraus. Er aß vom Soldatenstand mit den Seinigen sein tägliches Brod. Er trug daher getrosten Muthes den Predigern an, sie möchten ihn mit nothdürftigem Unterhalt anstellen; ein Vorschlag, den diese nicht übel aufnahmen, da sie seine Aufrichtigkeit kannten und es auf der Hand lag, daß bei ihm nicht habgierige Absichten im Herzen verborgen lagen, indem er sich erbot, eine gute Stellung gegen eine minder vortheilhafte aufzugeben. Sie wiesen daher den Antrag auch nicht ohne Weiteres von der Hand, hielten es aber doch für nothwendig, ehe sie sich in etwas einließen, einen zuverlässigen Mann ins Gebiet von Landschaft zu schicken, der den Stand der Dinge dort genauer untersuchen könne. Dazu wählten sie den Katecheten Maron und ließen ihn im August die Reise antreten, auf welche sie ihm ein Empfehlungsschreiben und Geschenke an den Prinzen Telungutasa mitgaben.

Zu Trankebar war indeß Alles so ziemlich seinen ebenen, gewiesenen Gang gegangen. Die Gottesdienste, die Schulen, die Besuche waren regelmäßig gehalten, die Druckerei war unausgesetzt beschäftigt. Dann und wann waren neue Glieder zur Gemeinde hinzugethan. Nur Eine Angelegenheit hatte den geregelten Gang unterbrochen. Das war denn freilich auch eine schwierige, die wohl Erwägung nöthig machte.

Wir kennen schon die Pareiar als ein ganz verachtetes Geschlecht. Nun hatten die ersten Prediger zu Trankebar sich bewogen gefühlt, den Pareiarn, wenn sie Christen wurden, in der Kirche doch nicht zwischen den übrigen Bekehrten ihren Platz anzuweisen, sondern, weil sie sahen, wie schwer es den Anfängern im Glauben wurde, das mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheil gänzlich zu überwinden, sie etwas von den Uebrigen abgesondert zu setzen. Die jetzigen Prediger hatten eine Umänderung getroffen und ein Durcheinandersitzen eingeführt, allein es wurde offenbar, daß dieser Umstand vielen Heiden zum Anstoß gereiche und ein Hinderniß werde, die christliche Wahrheit aufzunehmen. Daher wurde die Sache auf's Neue in Betracht gezogen, und nach dem Grundsatz, daß man der Schwachen schonen müsse, wie auch der Apostel Paulus allewege gethan habe, und in der Ueberzeugung, daß es den im Glauben noch Schwachen nicht zu verargen sei, wenn sie das Vorurtheil nicht überwinden könnten, beschloß

man, die ehemalige Ordnung wieder einzuführen. Die Pareiar saßen also bei der Predigt einen Schritt breit von den Uebrigen abgesondert, allein bei dem Genuß des heiligen Abendmahls durfte durchaus keine Unterscheidung Statt finden.

Es kamen auch Briefe aus Deutschland und England an, durch welche die Prediger sehr erquickt wurden. Was ihnen aber an Geld und anderer Unterstützung zugedacht war, mußte noch eine Weile ausbleiben, denn das Schiff, auf welches dieses Alles verladen war, war in der Nähe der norwegischen Küste gescheitert, aber ein Theil der Güter war noch glücklich gerettet, und das den Predigern Bestimmte alles. Weil es nun aber den Anschein gewinnen wollte, als ob sich die Uebersendung durch diesen Unglücksfall sehr verzögern werde, so hatten die Freunde der Heiden in England, wo gerade Schiffe zur Abfahrt nach Ostindien bereit lagen, die nöthige Summe zusammengeschossen und abgefertigt, daß sie nicht lange mehr ausbleiben konnte.

Die Schulen wurden vermehrt. In den nördlich von der Stadt gelegenen Dörfern wohnten Fischer, und wuchs daher, weil die Väter meistens ihre Zeit auf der See zubrachten, die Jugend sehr verwahrlost und ganz ohne Unterricht heran. Es wurde deshalb ein christlicher Schullehrer hinaus verordnet und eben so wurde ein eingeborner Christ an eine andre Schule

angestellt, die bisher einen heidnischen Schullehrer gehabt hatte.

Anfangs Septembers kam Aaron von seiner Reise nach Landschaur zurück. Außer einem Schreiben vom Prinzen brachte er die nöthige Auskunft über die Verhältnisse im Lande mit.

In der Stadt Landschaur selbst befanden sich etwa fünfhundert Christen aus allen Kasten, selbst Brahmanen, in der nächsten Umgebung von achtzehn Dörfern ungefähr dreitausend, weiter abwärts aber schien die Zahl noch bedeutend größer zu sein.

Diesen Christen ging es nicht, wie den durch die Arbeiten der evangelischen Prediger zu Trankebar Bekehrten, denn sie wurden nicht von ihren Nachbarn und Landsleuten gehaßt, oder angefeindet, oder gemißhandelt, sondern standen mit den Heiden in gutem Vernehmen. Die Christen gaben zwar keinem der Heiden eine Tochter zur Ehe, aber die Heiden versagten den Christen, die ihre Töchter zu Gattinnen begehrten, dieselben nicht. Auch von des Fürsten oder Radschas Seite hatten die Christen Ruhe und Frieden; ihrer etliche standen sogar in seinen Hofdiensten. Nur wenn einmal ein habgieriger und geldgieriger Minister an's Ruder des Staats getreten war, waren sie unter allerlei Vorwand einiger Erpressung ausgesetzt gewesen.

Zur gehörigen Würdigung dieses Verhältnisses müssen wir aber bemerken, daß diese katholischen Christen

sich auch im öffentlichen und gemeinen Leben in Nichts von den Heiden unterschieden und auszeichneten. Sie bezeichneten sich wie alle Hindus zu Ehren ihres Gottes vor der Stirn mit Tirunûru oder Asche von Kuhmist. Von Aaron darüber befragt, wie sie an einer solchen heidnischen Sitte noch Theil haben könnten und möchten, erwiederten sie: ihr christlicher Priester habe diese Asche selbst auf christlichem Altare mit christlichen Gebräuchen geweiht. Wenn die Heiden ihre großen Götzenfeste hielten und dabei die großen, schweren Wagen umzogen, auf welchen die Götzenbilder standen, so hielten die Christen sich nicht zu Hause und zurück, sondern legten selbst Hand an die langen Stricke, an welchen die Götzenkarren gezogen wurden. Ja, Aaron machte persönlich noch eine andre Erfahrung, die ihn am Christenthum in Tandschaur ganz irre machte. Zwischen Kombakonum und Tandschaur trat er in ein Ruhehaus oder Ischultri. Er wollte etwas genießen. Da er aber den Mann, dem die Bedienung in demselben anvertrauet war, gerade damit beschäftigt fand, dem in solchen Häusern gewöhnlich aufgestellten Götzenbilde des Tulleiar seine Verehrung zu bezeugen, indem er dasselbe mit Eimern Wasser übergieß und mit Blumen bestreuet, so setzte er sich unter die übrigen Leute, die hier sich gerade eingefunden hatten, und fing an, ihnen aus einer christlichen Schrift, die er bei sich führte, vorzulesen. Der Aufwärter ward aufmerksam, zog ihn

bei Seite und erklärte ihm, er sei auch ein Christ, von dem Priester, den er nannte, getauft. Aaron, ganz verwundert, fragte: wie er sich denn zu solchem Götzendienste hergeben könne, als er eben geübt hatte, aber jener meinte: er habe seine Stelle um des täglichen Brotes willen angenommen, und wenn er auch äußerlich dem Gözen dergleichen anthue, so seien seines Herzens Gedanken doch ganz andere.

So läßt es sich schon erklären, warum sie unangefochten blieben. Sie traten nirgends gegen das Heidenthum in offenen Gegensatz. Ganz anders verhielt es sich in Trankebar, und gewiß dem Evangelio gemäßer. Die ersten Christen ließen sich lieber martern und tödten, ehe sie den Gözen geräuchert hätten.

Katholische Priester wurden im Lande nicht geduldet, doch nicht sowohl ihres Glaubens wegen, denn wir wissen schon aus Nadschanais Bericht, den Aaron nur bestätigen konnte, daß sie sich als Brahmanen verkleiden, und auch ihre Stirn bestreichen sie mit Tirunuru, um durch nichts als Christen aufzufallen. Es war ihnen aber nicht eigentlich als Christen, sondern als Europäern, oder wie diese genannt werden, als Franken der Eintritt ins Land verboten, gerade wie den evangelischen Predigern von Trankebar, die es daher früher auch vergebens versucht hatten, ins Innere vorzudringen. Die katholischen Priester hielten sich daher südlicher im Staate von Madura, wo sie Zutritt hatten,

auf, und kamen hin und wieder heimlich nach Landschaur. Ihre Stelle wurde in ihrer Abwesenheit von eingebornen Katecheten vertreten, deren Zahl sich auf sechszig oder siebenzig belaufen mochte. Diese Katecheten aber waren über das Christenthum in einer entsetzlichen Unwissenheit. Als Aaron dem Einen und Andern über diese seine Verwunderung zu erkennen gab, entschuldigten sie sich mit ihrer Entfernung von ihren Lehrern. Der Eine meinte: „wie der Wandel eines jungen Mädchens ohne Aufseherin, wie ein Feldhauptmann ohne Muth, wie ein bewachsener Garten ohne Zaun, wie eine Glocke ohne Klöpfel, so ist auch die ohne einen Priester gelernte Weisheit.“ Ein Anderer sagte: „Wenn man jenseits des Wassers die Frucht Pagöl — ein Rankengewächs — pflanzt und dießseits die Stütze setzt, wird sie sich dann von dort herüberbreiten?“ — Alles recht gut gesagt, allein die Katecheten sollten, wenn sie erkennen, wie unnütz sie so waren, zu den Priestern gegangen sein und sich haben belehren lassen. Doch hier ist der natürlichen Schlaffheit der Hindus wohl noch die Verkehrtheit der katholischen Priester zu Hülfe gekommen, denen es genug schien, wenn dem Volke nur die gewöhnlichsten Dinge aus dem katholischen Katechismus zum Nachbeten mitgetheilt wurden. Wie unwissend die christlichen Gemeindeglieder selbst gewesen, läßt sich nun wohl leicht denken. Einige derselben, die nach Trankebar kamen, konnten

nicht sagen, wie der heiße, der sie erschaffen habe, noch wer er sei, wußten auch nicht, auf wessen Namen sie getauft waren. Um dies zu verstehen, müssen wir uns aber auch noch anmerken, daß die wenigsten auf Antrieb der Priester oder Katecheten Christen geworden waren, sondern in Uebereinstimmung mit ihrer Gemüthsart hatten die Meisten sich darum taufen lassen, weil ihre Verwandte oder Nachbarn oder Obern Christen sind. An Ueberzeugung ist dabei nicht zu denken, sondern es ist ein Schritt der Nachahmung, bei dem man sich mit Ueberlegung nicht bemüht hat. Natürlich konnte dergleichen Art von Bekehrung und Uebertritt zum Christenthum nur Statt finden, wo das Christliche in keinem Gegensatz gegen das Heidnische erschien, nicht aber in Trankebar, wo es den evangelischen Predigern nicht darauf ankam, eine Anzahl Getaufter nennen zu können, sondern gläubige und Gottes Gnade durch Christum suchende Seelen zu einer Gemeinde Christi sammeln wollten.

Die Prediger zu Trankebar mußten zu allen diesen Nachrichten zwar den Kopf schütteln und konnten sich in diese Bekehrungsart und dieses Christenthum nicht schicken, jedoch sie richteten nicht weiter, sondern was sie urtheilten, ist dieses: „Es geschehet doch wenigstens so viel, daß die Leute von den groben Schlacken des Götzendienstes gereinigt und von der Abgötterei abgeführt werden und der Name Jesu unter ihnen bekannt ge-

macht wird. Es kann ihnen also als eine Vorbereitung sein zum klarern Durchbruch des ihnen jezo durch Uebersetzung der heiligen Schrift schon näher aufgesteckten evangelischen Lichtes, zu der von Gott bestimmten Zeit, wie bereits an Radschanaiken zu sehen."

Bald war Radschanaiken nicht mehr die einzige ihrer Ansicht entsprechende Erfahrung, auf die sie sich berufen konnten, sondern es traten einestheils Glieder der katholischen Gemeinde zu Trankebar zum evangelischen Bekenntniß über, andernteils schlossen sich Katholiken aus dem Binnenlande an die evangelischen Prediger enger an.

Surappen, der katholische Katechet zu Kumaramangalam, ein Verwandter eines der durch Radschanaiken erweckten und in Trankebar getauften Soldaten, trat nicht nur in briefliche Unterhaltung mit den Predigern, sondern schickte auch mehrere Heiden, die zum Christenthum überzutreten geneigt waren, mit seinem Sohne, den er als Boten und Vermittler zwischen sich und den Predigern gebrauchte, nach Trankebar, daß sie dort gehörig unterrichtet und in die evangelische Kirche aufgenommen werden möchten. Was in seinen Kräften stand, that er, die Erkenntniß des lautern Wortes Gottes zu verbreiten; so viel er selbst Einsicht in die reine Lehre des Evangeliums besaß, theilte er sie Andern mit, besonders aber ließ er sich das Austheilen von Bibeln und evangelischen Schriften der Prediger

in Trankebar angelegen sein, und so bildete sich, ohne eigentliches Zuthun der Prediger, ein evangelischer Kern im Binnenlande.

Es dauerte nicht lange, so wurde Surappen den katholischen Priestern und Katecheten verdächtig. Zuerst wurde ein Katechet an ihn abgeschickt, der ihm die Bücher aus Trankebar abfordern sollte. Surappen gab den großen und kleinen Katechismus hin; der Katechet beschwor ihn bei Jesu Christo, alle Bücher, die er besäße, herzugeben, allein Surappen meinte es verantworten zu können, wenn er das Alte und Neue Testament behielt, und hielt es auch für gerathener, der Aufforderung, vor dem Priester zu erscheinen, kein Genüge zu leisten. Bald darauf kam ihm denn vom Priester und von mehreren Katecheten folgendes Schreiben zu:

„Bei der christlichen Kirche, bei dem Priester und bei dem Herrn Jesu Christo beschwören wir den Surappen und thun ihm und seinem Sohne Folgendes kund: Daß Ihr diese fünf Tage gezaubert habt, und nicht mit dem Katecheten, der so lange auf Euch gewartet hat, habt herkommen wollen, erkennet Ihr nicht, aber Gott weiß es. Ihr seid schon zu dem Tusku Madam getreten. Werdet Ihr aber künftig wieder zu dem hekerischen Tusku gehen, so werdet Ihr schon gewahr werden, was Euch in der Bestung zu Theil wird. Thut nur frei, was Ihr wollt. Noch in

diesem Monat werdet Ihr erfahren, daß Ihr von der heiligen christlichen Kirche in den Bann gethan seid. Die Bücher werden Euch zum feurigen Teufel werden. Ob Ihr sie auch gleich wegthun oder verbergen oder Jemandem geben wolltet, so wird Euch doch ein schwerer Fluch treffen. Ihr werdet keinen Theil haben am Blute des Herrn und innerhalb weniger Tage wird Euch zur großen Schande ein Unglück begegnen, daß es Heiden und Christen erkennen werden."

Zum Verständniß dieses Schreibens wird wohl nichts weiter nöthig sein, als eine Erklärung des Ausdruckes Tuskü und Tuskü Madam. Das Wort Tuskü soll so viel als das Wort: deutsch bedeuten. Die dänischen Bewohner Trankebars nannten nämlich die Missionare zum Unterschied von ihren dänischen Predigern in ihrer Sprache tüdske Priester. Aus diesem Ausdruck hatten nun die Heiden und Katholiken einen eignen Religionsnamen gemacht, und wenn sie das Missionswerk recht verächtlich bezeichnen wollten, nannten sie es Tuskü Madam. Madam aber ist zweideutig im Tamulischen, denn es bedeutet sowohl: Gesetz, Religion, als auch Raserei.

Den Drohbrief schickte Surappen an die Prediger und bat sie um Fürbitte. Die Prediger schrieben ihm, daß er, wenn die Noth groß würde, nur zu ihnen kommen möchte, in der Festung habe er nichts zu befürchten. Uebrigens machten sie ihn auf das Wort

des Psalmisten aufmerksam: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun?“

Das Wort bewährte sich denn auch diesmal, denn entweder konnten oder mochten die Priester dem Saruppen ernstlich nichts anthun, noch auch gerieth dieser in Schrecken; er blieb vielmehr bei seinem Benehmen und sandte nach wie vor Heiden, die sich bekehren wollten, nach Trankebar hinein; ja, er kam selbst, um sich über Dies und Jenes, das ihm Anstoß gab, genauere Auskunft zu verschaffen, und noch vor Ende des Jahres erbot sich, wie schon früher, nachdrücklichst auf's Neue sein Sohn Sattaniaden, im Dienste der evangelischen Prediger ins Land hineinzuziehen und dort eine evangelische Gemeinde zu sammeln. Da er nun seinen Eifer und seine Aufrichtigkeit durch mehrfache Proben ausgewiesen hatte, so fand auch nicht länger ein Bedenken Raum, ihn in den Dienst der Mission zu nehmen, und nachdem er auch die nöthige Unterweisung bekommen hatte, wurden ihm zunächst diejenigen zur Seelsorge zugewiesen, die durch ihn selbst und seinen Vater vom Lande her zur Taufe hereingeschickt waren, und dabei der Auftrag erteilt, zur Ausbreitung des Evangeliums nach Kräften in seinem Bereiche zu wirken.

So hat denn auch dies Jahr 1727 in der Geschichte der ostindischen Mission seine große Bedeutung:

es hat zur Stadtgemeinde in Trankebar Landgemeinden auf dem Gebiete heidnischer Landesherren hinzugethan. Es ist in demselben ein Samenkorn ausgesäet worden, das hundertfältige Frucht getragen hat.

Auch durch die Zahl der Getauften zeichnete sich dieses Jahr vor den vergangenen aus, denn in den letzten fünf Vierteljahren vom Herbst 1726 bis zum Schluß des Jahres 1727 hatte sie nicht weniger als 167 betragen, eine so gesegnete Ernte, wie noch kein Jahr sie gegeben hatte.

Rechte Ausbunde von heidnischer Frömmigkeit waren unter den Getauften. Von einem derselben, dem Töpfer zu Anandamangalam, haben wir schon gehört. Ähnlichkeit mit ihm hatte ein anderer Mann, den Surappen nach Trankebar gewiesen hatte.

Dieser war ein Tader, oder ein Glied eines sehr heilig gehaltenen Ordens. Er überlieferte bei seinem Eintritt in das Haus der Prediger sogleich, um seine Aufrichtigkeit zu zeigen, seine Trommel und Becken, die diese Taders bei ihrem Umherschweifen durchs Land bei sich zu führen pflegen, um damit vor den Thüren zu lärmern und ein Lied zu Ehren des Wischnu zu begleiten, wenn sie Almosen suchen. Außer diesen entledigte er sich des Ruttiratscham oder Rosenkranzes, den wir schon kennen, und einer andern Schnur von Korallen und Kügelchen vom Strauch Tulassfi, dessen wohlriechende Blätter Wischnu gerne hat. In einem Beutel

führte er Kugeln von Tirunuru und einer heiligen gelben Erdtart, auch von andern Zusammensetzungen, mit welchen Striche zu Ehren der Götter auf Stirn und Nase gemalt werden. Auch diesen händigte er aus, so wie seine Gubhugudhi, eine Pfeife zum Rauchen, die aus Kokosnußschale besteht, in welche Wasser gegossen wird, und aus zwei Röhren, die einander gegenüber stehen, von welchen die eine als Mundstück, die andre zum Aufstecken des Pfeifenkopfs dient. Aus diesen Pfeifen rauchen die Lader, so daß wie bei allen Morgenländern der Rauch durch Wasser geht, das Kraut Kaanscha, das wie Weisfuß riecht und dessen Same wie Hanfkörner aussieht. Das Rauchen dieses Krautes hat eine sehr betäubende Kraft und thut dieselben Dienste, die Opium leistet. Die Raucher desselben gerathen in eine Art Trunkenheit und Träumerei, die sie Mastu nennen und sehr hoch halten, weil sie meinen, daß die Einbildungen, die ihnen in derselben durch den Kopf gehen, von Wischnu eingegeben werden. Diese Pfeife ist später nach Halle ans Waisenhaus geschickt und mag sich dort noch wohl befinden.

So vielen Segen die Prediger auch während des Jahres vom Herrn genossen hatten, besonders im Geistlichen, konnten sie doch nicht ganz ohne Sorgen über das Leibliche von demselben scheiden. Nach der gewöhnlichen Ordnung hätte im November Regen fallen müssen, um den Boden zum Wachsthum der Saat gehörig zu

befruchten, allein den ganzen Monat blieb er aus und so entstand eine traurige Aussicht auf theure Zeit und Hungersnoth.

Es ward ein großer Jammer im ganzen Gebiete unter Heiden, Muhamedanern und Christen und Jeder that das Seinige nach seiner Einsicht, um den ehernen Himmel aufzuschließen.

Unter den Heiden träten zuerst die Kinder auf, machten ein großes Bild wie eines Menschen aus Erde und setzten ihm Augen und Nase von Muscheln ein. Kodhum Pawi, den großen Sünder, nannten sie es, und gingen um dasselbe herum, indem sie sich an die Brust schlugen und Aijakko! Aijakko! Wehe! Wehe! riefen, als wenn sie einen Todten betrauereten. Einige Tage später erschienen die Erwachsenen in den Straßen mit einer ungeheuren Menschengestalt aus Holz, die sie mit Stroh umwunden und mit Leimen beschmieret hatten. Vier Abende hinter einander schleppten sie sie durch die Gassen herum mit Trommeln und Trommeten, die Häupter gleich Traurenden entblößt. Als es darauf endlich geregnet hatte, übergaben sie das Bild dem Todtengräber, der es wie einen Todten verbrennen mußte.

Fragen wir nach dem Ursprung einer so eigenthümlichen Sitte, so antworten uns die Hindus: „Es hat einst einen König Maweliwahmen gegeben; der ließ sich von einem seiner Kebsweiber dergestalt ein-

nehmen, daß er beständig in ihrem Hause lag und sich um die Regierung nicht bekümmerte. Die Folge war davon eine zwölfsährige Theurung. Um der Landplage zu steuern, befahl Wischnu, die Frau, die den König so verstrickt habe, zur Strafe als Kodhum Pawi durch die Straßen zu schleppen, und seitdem wiederholte man, was mit ihr geschah, im Bilde, so oft ein ähnliches Unglück sich begiebt oder darthut."

Von den Muhamedanern gingen die Geistlichen in feierlichem Schritte durch die Straßen und stellten sich an die Ecken derselben und stimmten das Bacheß oder Allahu akbâr, d. h. Gott ist groß, an. Sonst thun sie dergleichen nur, wenn Landplagen bereits hereingebrochen sind; wenn aber der Regen nur erst zu lange ausbleibt, verlesen sie unter freiem Himmel, auf offnem Felde, einen eigends für solchen Fall verfaßten und angeordneten Vortrag oder Chotba, wie sie deren für jeden Freitag, ihren heiligen Wochentag, und für jeden Festtag zusammen vier und sechszig haben. Einige Tage später, nach dreitägigem Fasten, wurde auch der Minbâr oder Predigtstuhl auf dem Felde aufgeschlagen, sodann Weib, Kind, Vieh und was nur Ddem in sich hat und hinzubringen war, versammelt, die gehörige Chotba verlesen und den Armen dabei Reis ausgetheilt.

Was die christlichen Prediger gethan, können wir wohl errathen; sie führten ihre Gemeinde aus Jeremia 14

zum Gebete an. Wenn sie aber von den Heiden angelaufen und um Gebet um Regen bei ihrem Gotte angegangen wurden, machten sie diese auf ihr Heidenthum und ihre Verkehrtheit vor Gott aufmerksam.

Aber wie ist es denn während des Jahres 1727 Benjamin Schulke gegangen?

Schulke hatte in Madras Bahn zu brechen und einen Anfang zu machen. Aller Anfang aber ist schwer und mit dem Bahnbrechen pflegt es langsam zu gehen.

Die Telugu-Sprache ist von der tamulischen nicht so ganz unterschieden, sondern mag sich zu dieser etwa verhalten, wie die italienische zur französischen. Daher wurde Schulke ihrer auch bald so weit Meister, daß er sich mit dem Volke verständlich unterhalten, in der Schule unterrichten und die Bibel, so wie die von den Predigern in tamulischer Sprache abgefaßten Bücher ins Telugu zu übersetzen im Stande war und die Uebersetzung des Neuen Testaments noch in diesem Jahre vollendete.

Die Schulen so wie seine Predigten in seinem Hause wurden fortwährend besucht und zugleich ging er fleißig unter das Volk aus, das sich zu Madras in viel größerer Menge als zu Trankebar findet, denn man pflegt dreimalhundert tausend schwarze Einwohner auf Madras zu rechnen. Doch Schulke beschränkte seinen Wirkungskreis nicht auf die Stadt, sondern hielt es für besonders rathsam und zur Weiterverbreitung der

Kenntniß vom Evangelio zweckmäßig, die Landstraßen nördlich nach der holländischen Besizung Palliakale oder Pulikat und südlich nach Kuddalur entlang zu ziehen, um, wo es irgend möglich war, Jeden der Begegnenden anzureden und zu einem kurzen Gespräch über die Nichtigkeit des Heidenthums und die Wahrheit des Christenthums zu bringen, wobei er es sich besonders angelegen sein ließ, die kleine Schrift: „der Weg zur Seligkeit,“ in welcher die Heilsordnung dargelegt war, zu vertheilen. Auf diese Weise hoffte er die Kenntniß von Christo durch Reisende weit auszubringen, und es gelang ihm auch, viele Reisende, die weither kamen, oder weithin zogen, auf das Christenthum aufmerksam zu machen.

Wie die Anfänge des Werkes zu Trankebar durch mancherlei Anfechtung gehen mußten, so fand es sich auch zu Madras. Freilich von den dort angesiedelten Engländern und dem englischen Kommandanten hatte Schulze sich nur Gutes zu versehen, denn theils sahen sie mit Wohlgefallen auf seine Wirksamkeit, theils unterstützten sie ihn sogar dabei und namentlich gab der Kommandant täglich einen Thaler zur Erhaltung der Schulen; allein desto mehr hatte er von den Katholiken zu leiden, die nicht nur Anfangs ihn den Engländern, sondern als dieses nicht gelingen wollte, den Heiden verdächtigten.

Sie trieben ihre Bekehrung zu Madras und in dessen Umgegend ganz in derselben Weise, wie anderwärts in Indien. Um Belehrung und gründliche Bekehrung der Heiden war es ihnen nicht zu thun. Nicht einmal überredeten sie die Heiden, sich taufen zu lassen, sondern, ohne daß diese wußten, was mit ihnen vorgenommen wurde, beschütteten oder besprühten sie sie mit Wasser und prahlten dann mit Tausenden von Bekehrten, von denen vielleicht die Wenigsten wußten und wollten, daß sie als Christen angesehen würden.

Besonders benutzten die Priester zu Ausrichtung solcher heimlichen Taufen die eingebornen Katecheten und katholische Aerzte. Wie er verfahren, um der Vorschrift der Priester zu genügen, erzählte einer dieser Letzteren selbst auf seinem Sterbelager. Jedesmal, wo er zu einem Kranken aus den Heiden gerufen wurde, ließ er sich Wasser bringen, und wenn nun Niemand zugegen war, sagte er dem Kranken, es sei so seine Gewohnheit, was er nun thun würde. Darauf aber besprengte er den Kranken dreimal das Haupt mit Wasser, indem er dabei heimlich den Namen Gottes aussprach. So heimlich er dieses Taufen auch trieb, so kam es doch vor die Heiden und er mußte sich vor ihrem Zorne hüten, von welchem ihm große Gefahr drohete. Daher änderte er seine Verfahrensart und sprühte nicht mehr das Wasser auf den Kopf, sondern beträufelte nur dreimal die Füße.

Die evangelische Befehrungsart war den katholischen Priestern ein Dorn im Auge, daher thaten sie auch Alles, das Volk gegen Schulse einzunehmen und wirklich gelang es ihnen, für einige Tage die Kinder von der Schule abzuhalten, bis dennoch alle ihre Kunstgriffe nichts ausrichteten.

Es konnte und mußte ihnen denn auch wohl unheimlich werden, wenn sie merkten, welchen Einfluß die Predigt des lautern Evangeliums von Trankebar aus im Landschaurischen Gebiete auch auf die Katholiken zu gewinnen anfang, und alles Ernstes mußte ihnen daran gelegen sein, daß nicht Madras ein eben solcher Heerd würde.

Wenn es denn aber in Madras Alles noch so seinen gehörigen Gang geht und keine Besonderheiten vorkommen, so werden wir wohl um so begieriger sein, in Erfahrung zu bringen, wie es mit der Bewegung, die im Landschaurischen rege geworden war, seinen Verlauf im folgenden Jahre 1728 genommen hat.

Doch ehe wir von Sattaniadens Wirksamkeit als Katechet hören, wollen wir die Anweisung vernehmen, die ihm die Prediger zu Trankebar für die Verwaltung seines Amts mitgaben. Diese lautete denn so:

„Sattaniadens Arbeit besteht in zwei Hauptstücken: 1) daß er die Heiden zum Reiche Gottes zu bringen suche; 2) daß er die Neubefehrten und Getauften über die Glaubenslehren durch Fragen und

Antwort unterrichte. Nächst diesem hat er 3) in Demuth und mit dankbarem Gemüthe die göttliche Wohlthat, die ihm widerfahren ist, zu erkennen und anzunehmen. 4) Er muß nicht wie ein Miethling und aus Lohnsucht, sondern aus herzlicher Liebe zu unserm Hohenpriester Jesu Christo das ihm anbefohlene Amt treulich ausrichten. Joh. 21, 15. 5) Weil auf ihn sowohl Heiden als Christen ein Auge haben, so hat er seine Bahn auch mit seinem Wandel zu bekräftigen und zu besiegeln, denn wer Andere bekehren will, muß sich selbst in dem Stande der Bekehrung befinden. Röm. 2, 17—29. 6) Er muß seine Zeit nicht müßig zubringen oder mit Verwendung weltlicher Geschäfte verderben, sondern hauptsächlich zur Errettung der Seelen arbeiten. 7) Er soll sich weder mit Christen noch mit Heiden in ein Gezänk noch ungestümes Disputiren einlassen, sondern mit Jedermann friedlich, liebevoll und bescheidenlich umgehen, und wenn ihm irgendwo Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten, so hat er Solches, nach dem Vorbilde unsers Erzhirten Christi mit Geduld zu ertragen und zu überstehen. 8) Abends und Morgens hat er mit den in seinem Hause befindlichen Leuten Betstunde zu halten und den Katechismus zu wiederholen, auch sonst sowohl für sich, als für die ihm anvertrauten Seelen, Gott um seine Gnade und seinen Segen inbrünstig anzuflehen. 9) Die zur Gemeinde gehörigen Christen mögen sein, in welcher Stadt

oder in welchem Dorfe sie wollen, so hat er dahin zu
 gehen, auf ihren Wandel und ihr Verhalten Acht zu
 haben, sie aus dem Katechismus zu verhören, sie zum
 Gebet in ihren Häusern und zu einem christlichen Leben
 und Wandel zu ermahnen, und wenn unter ihnen
 Zank und Uneinigkeit entstanden, diesen in Zeiten ab-
 zuhelfen, und den Missionaren von solchen Dingen,
 die ihnen zu berichten sind, schriftlich Nachricht zu geben.
 10) Den Christenkindern hat er bald in ihrer Jugend
 den Katechismus beizubringen. 11) Alle Sonntage hat
 er, dem dritten Gebote gemäß, die Leute an einen Ort
 zu versammeln, mit ihnen zu beten, ihnen aus dem
 Neuen Testamente ein Kapitel, einen Text, etliche
 Sprüche und insonderheit die ersten Epistel Petri vor-
 zulesen, sie daraus zu ermahnen, ihres Taufbundes
 eingedenk zu sein, und also mit ihnen den Sonntag
 gottselig zu feiern. 12) Er hat dahin zu sehen, daß
 unsere Christen sich nicht mit sogenannter heiliger Asche,
 wie die Heiden, beschmieren, oder andere heidnische Ge-
 bräuche und Menschenfugungen annehmen und mit-
 machen. 13) Wenn ein Kind geboren worden, soll er,
 nach Verfließung einiger Wochen, das Kind samt der
 Mutter nach Trankebar zur heiligen Taufe führen.
 Sollte sich aber das Kindlein in Lebensgefahr befinden,
 so kann er selbst in solchem Fall dem Kinde die Taufe
 geben. 14) Wenn Einige ein Verlangen haben, das
 heilige Abendmahl zu nehmen, hat er, damit sie es

nicht zu ihrem Gerichte empfangen, auf ihren Wandel sorgfältig zu achten, mit denen, die sich dazu bereiten innige Vorbereitungs-Unterweisung zu halten und den Missionaren bei Zeiten von ihrem Glauben und Wandel Nachricht zu geben. 15) Solchen, die zur christlichen Religion zu treten Willens sind, soll er keine leibliche Versprechungen thun, sondern sie durch Vorstellung des unseligen Heidenstandes und des seligen Christenstandes herbeizuziehen suchen, ihnen den Katechismus beibringen, und wenn deren Einige beisammen sind, den Missionaren Nachricht davon geben. 16) Wenn Römisch-Katholische zu ihm kommen und sich mit ihm in ein Gespräch einlassen, so kann er ihnen in Liebe und mit Bescheidenheit die lautere Wahrheit sagen und erweisen. Im Uebrigen darf er sich keine Mühe geben, ihnen nachzugehen und sie aufzusuchen, wie denn auch die Missionare ihnen nicht nachgehen, diejenigen aber auch, die zu ihnen kommen, nicht verstoßen.“

Noch vor Ablauf des Januars waren für Landschaur noch zwei andere Katecheten bestellt: Radschanaiken und sein Bruder Sinappen.

Am 17. Februar traf nämlich ein Brief von Radschanaiken ein, dessen Inhalt wir am besten, wie er wörtlich lautete, mit Uebergang einiges Unwesentlichen, vernehmen, um den Mann und seinen Werth kennen zu lernen.

„Den Gesandten Gottes und Botschaftern an Christus Statt, den Dienern Christi und Haushaltern über Gottes Geheimniß, den Hirten, die die Schafe, die Kirche Christi, weiden, den Mitarbeitern Gottes, den Menschenfischern, den Wächtern, den Priestern zu Trankebar sagt Nadschanalken ein demüthiges: der Herr mit Euch!“

„Daß ich, Euer Diener, zu Euren Füßen genahet, Euch besucht und Jesum Christum kennen gelernt habe, ist weder von mir noch von andern Menschen gekommen, sondern der gnädigste Wille Gottes, und Eure gütige Liebe hat mich dazu erwählet. Deswegen trage ich Verlangen, meine ganze Seele und meinen ganzen Leib Gott und Euch zu übergeben. Aber auch das kann von mir nicht geschehen; es geschehe nach des Herrn Willen.“

„Nachdem ich von Euch Abschied genommen und während meines Aufenthalts zu Tandschaur den Njanamuttu nebst seinem Weibe zu Euren Füßen gesandt hatte, ging ich nach Madewipatnam und blieb da ungefähr funfzehn Tage. Da betete ich zum Herrn und legte ihm eine Bitte zu Füßen. Nachdem ich nämlich dieses und jenes von ihm gebeten hatte, sagte ich: Herr, ich begehre, daß ich nun, da ich ins Land der Marawer gehe, meinen leiblichen Unterhalt durch einen Dienst erlangen und zum Nutzen meiner und andrer

Seelen das Evangelium verkündigen möge. Mache es, wie es Dir gefällt."

„Darauf ging ich nach Anumandakudi und blieb daselbst vier Tage. Den dortigen Christen machte ich Christi und Euren Namen bekannt. Ihrer Vieren gab ich vier Büchlein, die ich von Euch bekommen hatte. Sie verwunderten sich sehr und waren darüber betreten, daß sie niemals weder von Euch, noch von dem, was ihr lehret, erfahren hatten."

„Weil von dort Ramanadapuram sehr nahe liegt und das Feldlager des Königs über jenes Gebiet in dessen Nähe sich befand, so ging ich bei Nacht dahin, weil ich bei Tage zu fürchten hatte, daß ich von Räubern möchte ausgeplündert werden. Im Lager bekam ich Dienst für mich und meinen Bruder. Hier habe ich Mancherlei erfahren. Ich fragte nach der Zahl der Christen im Lande. Einer von den Christen sagte: unser Priester hat ihre Zahl auf einhundert und zwanzig tausend gemehret. Allein diese Leute sind zerstreuet und ihrer Viele sind wieder Heiden geworden. Ihr Priester hat sich auch von ihnen wegbegeben. Ich predigte ihnen das Evangelium und machte ihnen auch Euren Namen kund, und da sie zuhöreten, zeigte ich ihnen, so viel ich durch die göttliche Gnadengabe des heiligen Geistes wußte, den Unterschied zwischen Eurer und der römischen Priester Lehre als zwischen dem Gebote Gottes und der Menschen. Das ging ihnen zu Herzen und

sie äußerten: das ist ohne Zweifel Gottes Gebot. Wer sich dazu bekennet, der wird vest bestehen; weil aber jenes nur Menschengebot ist, so sind alle die Leute unbeständig und wieder Heiden worden."

"Unter denen, die sich so äußerten, waren zwei Serweikaren — oder Hauptleute über je zehn Mann Soldaten. — Diese Beide hat Gott erwählt. Von den übrigen Leuten, die das mit anhörten, haben einige mit mir disputirt, während jene Beiden und mein Bruder Sinappen mir beistanden und zugleich mit mir ihnen widersprachen. Die Namen der Beiden sind Schwrimuttu und Parensäsumuttu. Sie sind Beide meine Freunde worden."

"So haben wir drei Monate lang täglich Unterredungen gehalten. Alle, die es mit anhörten, verwunderten sich, weil sie dergleichen niemals gehört hatten, und sagten, sie wollten es noch ferner untersuchen.

"Darauf brach das Lager auf und marschirte gegen Tannaräsu=Maadu, das sogenannte freie Land, an welchem die Fürsten der Maratwer immer zu bändigen haben. Wir lagerten sodann bei Tscholawaram und Malekootai. Weil nun nahe bei dieser Stadt das Land Madure liegt, so kamen madurische Christen dahin. Mit diesen habe ich drei Tage lang Unterredungen gehalten. Sie hörten, was ich sagte, einfältig an, und verwunderten sich, hatten auch nichts dagegen einzuwenden. Nur ein madurischer Katechet und ein

Andrer aus Kilakare, die von den römischen Priestern zur Unterweisung des Volks bestellt waren, disputirten mit mir. Weil sie aber nichts Rechtes vorzubringen wußten, so wurden sie wie stumm und gingen weg. Dem Letzteren gab ich auch ein Traktätchen, das er mit sich nahm."

„Das Lager brach nach Pagani auf. Auch hier machte ich Eure Namen kund. Nahe dabei liegt die Stadt Kolukkattinippatti mit einer Kirche, bei der sonst immer ein Priester gewesen ist. Allein weil Verfolgung entstanden ist, hat dieser sich wegbegeben nach Nur nahe bei Tirudschinapalli. In der Kirche pflegen für gewöhnlich vier bis fünf Katecheten zu wohnen. Unter ihnen heißt der vornehmste: Sattianadapullei. Diesem hatte man davon gesagt, daß ich Eure Namen kund machte. Er ist von Kind auf bei den Priestern von der römischen Kirche gewesen. An einem Sonntage kam er zu mir, als ich gerade in einem Buche las. Er fragte mich, wer ich wäre, und ich bedeutete ihm: „Ich bin aus Landschaur, mein Priester ist zu Trankebar; ich verkündige Jesum Christum und mache Euch zugleich auch meinen Priester bekannt.“"

„Sogleich ging er von mir weg, setzte sich in der Nähe nieder, rief alle Leute, die sich an Ort und Stelle befanden, zu sich, bestrafte diejenigen, die meine Worte angehört hatten, und sprach: „Die Lehre, die dieser Kad schanaiken vorträgt, ist eine Lehre der Keger.

Diese übertreten das Gebot des heiligen Papstes und sind deshalb von ihm in Bann gethan. Zu diesen Gebanneten ist Rad schanaiken hingegangen. Er ist in ihre Gemeinschaft getreten und also auch unter dem Banne. Ihr, die ihr sein Wort höret, werdet auch in den Bann gethan werden.""

„Ueber diese Worte wurde das Volk irre, das die Wahrheit noch nicht kannte. Ich ging darauf zu ihm hinan und setzte mich neben ihn. Da sagte er zu mir: „Rad schanaiken, Du mußt hier solche Lehre nicht vortragen, denn es ist eine kezerische.“ Ich aber hielt ihm Matth. 10, 26. 27. 32. 33 vor: „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde. Was ich euch sage in Finsterniß, das redet im Licht, und was ihr höret ins Ohr, das prediget auf den Dächern. — Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Dazu schwieg er, allein bald darauf sagte er wieder: „Sie sind Kezer, Kezer sind sie, denn es stehet geschrieben: Alle Zweige, die nicht am Stamme bleiben, werden abgehauen und verdorren. Weil nun aber der Papst der Stamm ist und diese Kezer sich von ihm abgerissen haben, so werden sie abgehauen werden und verdorren.“

„Allein ich schwieg dazu nicht, sondern versetzte: „Wenn wir sagen, daß der Papst der Stamm sei, so thun wir Sünde, denn Christus allein ist der Stamm,

wie Joh. 15, 1—6 geschrieben steht.““ Das brachte ihn zum Schweigen. Kurz darauf faßte er mich bei Hand und Bart und bat, ich möchte ihm ein Evangelium geben. Ich war dazu auch Anfangs willig, allein der heilige Geist gab mir ein: Prüfe erst sein Gemüth und dann gieb's ihm. Es winkte mir auch einer der Umstehenden und gab mir zu verstehen, daß ich es nicht thun möge; nachher sagte er mir: weil jener bereits vorher gesagt hatte, er werde ein Evangelium verlangen, um es zu vernichten.““

„Als ich also dem Katecheten seine Bitte abgeschlagen hatte, machte er sich, unter dem Versprechen, nach drei Tagen wieder zu kommen, auf den Weg nach seiner Stadt. Bereits aber am folgenden Tage kam er nebst noch drei Katecheten und einem andern Christen wieder und brachte drei Bücher mit, die mit Dinte auf Papier geschrieben waren. Aus einem der Bücher las er, wie man die Mutter des Herrn göttlich verehren könne. Ich fragte: „„Welcher Prophet, getrieben durch den Heiligen Geist, hat das geschrieben?““ — „„Das weiß ich nicht!““ — erwiederte er — „„unser Priester hat dies geschrieben.““ — „„Gott aber!““ — versetzte ich — „„hat durch die Propheten offenbart Alles, was vom Anfange der Welt bis zu Ende geschehen soll. Wer nun etwas schreibt, was damit nicht übereinstimmt, wird Gott Rechenschaft geben müssen.““ Dazu las ich ihm Matth. 12, 47—50. Nach einigem

Disputiren ward die Frage aufgeworfen: ob man denn außer Gott nicht auch zugleich die Engel und Heiligen verehren könne? Ich schlug auf: Offenb. 19, 10 und 22, 8. 9, so wie 1 Kor. 1, 10—13 und erklärte es ihnen. Die Leute sagten: „es ist uns verboten, am Freitage und Sonnabend Fleisch zu essen, weil unsre Seele sonst Schaden litte.“ Ich aber hielt ihnen vor Mark. 7, 15—23. 1 Kor. 8, 8. Röm. 14, 3 und das ganze vierte Kapitel des Jakobus.“

„Da ich so redete, ward der Katechet wie voll Schaam, so auch voll Eifers und sagte: „Diejenigen, welche das Evangelium lehren, sind vom Papst in den Bann gethan; denn dasselbe muß in drei Sprachen bleiben, in der hebräischen, griechischen und lateinischen. Wer es in eine andere Sprache übersetzt, der ist unter dem Banne. So hat der Papst geschrieben.“ Auf diese seine Worte erwiederte ich ihm mit Vorlesung von Apostelgesch. 2, 1—18, und nachdem ich, was dort berichtet ist, kurz erklärt hatte, fügte ich hinzu: „Gott hat so viele Gaben gegeben und dazu befohlen, daß Alle dieses Evangelium wissen sollen. Nun hat der Papst bei Strafe des Bannes befohlen, daß es Niemand wissen solle. Wie reimt sich das? Ihr möget selbst urtheilen.“

„Etwas Ordentliches dagegen aufzubringen vermochte der Katechet nicht, er wollte sich aber doch retten und meinte: „Wider diese Kexer ist vom Papste eine Schrift

erschiedenen. Wenn ich nur die zur Hand hätte, so wollte ich auch schon wissen, was ich darauf zu erwidern hätte."" Als er dabei anfing, zu lästern, ward ich auch unwillig und sprach: ""Ich habe keine solche Schrift, die wider Euch geschrieben wäre; aber die Propheten, der Herr Jesus und die Apostel haben wider Euch viele Sprüche geschrieben."" Ich las ihnen verschiedene Kapitel vor und wonach ich darauf gefragt wurde, darüber stand ich ihnen Rede aus Gottes Wort."

„So verhandelten wir vom Morgen bis zum Abend und da sie in keinem Worte gegen mich bestehen konnten, bewunderten sie Eure Namen."

„Bald darauf marschirten wir nach Mangalam. Hier blieb ich acht Tage. Als ich daselbst nun erfuhr, daß ein Katechet, dem ich eins von Euren Büchern gegeben, dieses ins Feuer geworfen hatte, wurde ich darüber sehr bekümmert und beunruhigt. Da gab mir mitten in der Bekümmerniß der Geist Gottes ein, es taue nicht, daß ich ferner den Königen dieser Welt diene, sondern es sei besser, daß ich den Priestern Gottes diene und den Leuten das Evangelium Gottes lehre. So ging ich denn zu meinem Oberoffizier und sagte, er möge mir meinen Abschied geben. Nachdem ich ihn empfangen hatte, begab ich mich nach Landschaur."

„Als ich hier ankam und erfuhr, wie ihr den Katecheten Aaron mit einem Briefe an mich abgesandt

hattet, wurde meine Seele voller Freuden. Ich habe den Brief gelesen. Hier zu Landschaur und in den umliegenden Orten ist Gottes Gnade und Hülfe und eure Mühe nöthig. Meinem jüngsten Bruder, der sich hier aufhält, hat ein römischer Priester sagen lassen: „„Dein Bruder Rabschanaiken ist nach Trankebar gegangen, hat von den Ketzern Bücher genommen und ist auch ein Ketzter geworden. Ihr gehört uns nicht mehr an, ihr seid mit einander im Banne.““ Darüber ward ich froh. Was nun zu thun? Ihr müßt euch die Mühe nehmen, daß die Leute hier zu Landschaur das ewige Leben erlangen; das ist Eure Schuldigkeit. Ich thue Euch demüthig einen Vorschlag, welchen Ihr um des Herrn Christi Jesu willen in Erwägung ziehen wollet. Ich gedenke, es wäre gut, wenn ich mich hier zu Landschaur nach verständigen Leuten umsähe, die man zu Katecheten bestellen könnte. Dann könnten auch zwei bis drei von euren Leuten, die voll Geistes, Kraft und Wahrheit sind, hier bei uns sein und lehren. Dazu brauchten wir denn eine Kirche und zu dieser das benötigte Geld. Es ist ein Mittel, welches nicht sowohl Menschen, als der Herr selbst vorgeschlagen hat, Luk. 16, 9—12: „„Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.““ Wenn auf die Weise erst ein Haufe Leute zusammengebracht wäre, so könnte euer Fuß bis nach Landschaur reichen.“

„Weil ich Euer Kind geworden bin, so habe ich nach meinem Vermögen geschrieben, so viel ich gewußt habe. Es geschehe nun nach Eurem Willen, den Ihr mir bald durch meinen jüngsten Bruder, der zu Euch kommt, wollet wissen lassen. Ich habe ein großes Verlangen, Euren Fuß zu sehen, um von Euch selbst Unterricht zu holen.“

Aus diesem Briefe erkennen wir den Mann. Der war gewiß dazu gemacht und vom Herrn bezeichnet, in Landschaur das Werk anzufangen, wenn er auch selber zu bescheidenlich von sich hielt, sich selbst als Katecheten anzutragen. Die Prediger zu Trankebar hätten wenig Prüfungsgabe besitzen müssen, wenn sie nicht erkannt hätten, welch' ein ausgezeichnetes Werkzeug ihnen hier vom Herrn zugewiesen werde, denn Radschanaiken war von ihnen und andern Menschen wenig unterwiesen, sondern das Lesen der heiligen Schrift hatte ihn in Erkenntniß der Wahrheit gefördert und wie er durch den Geist Gottes erleuchtet und gelehrt war, so gab ihm dieser Geist auch Freudigkeit des Herzens zu einem offenen Bekenntniß und Kraft und Gewalt, die Widersacher des Wortes Gottes einzutreiben.

Sie nahmen deswegen auch keinen Anstand, sondern fühlten sich in ihrem Gewissen gedrungen, Radschanaiken am 2. Februar zum ordentlichen Katecheten zu bestellen, und gaben ihm auf Versuch seinen Bruder Sinappen bei. Die Anweisung, die er bekam, war

dieselbe, welche Sattaniaden empfangen hatte; nur wurden noch drei Zusätze gemacht, nämlich: „1) Sollte Jemand aus der römischen Kirche freiwillig kommen und sich zum Uebertritte zu uns melden, so sollst du ihm einige Bedenkzeit geben. Danach kannst du die Gründe, durch welche er sich bewogen fühlt, auf ein Dles schreiben und uns mittheilen. Auf die Weise kann verhütet werden, daß einer nur Gelegenheit sucht, dir hinterlistiger Weise Schaden zu thun. 2) Wenn du Personen findest, die sich zu Katecheten oder andern Arbeitern am Werke eignen, so sollst du ihnen nichts zum Voraus versprechen, sondern uns bei Zeiten Nachricht davon geben und unsre Meinung darüber vernehmen. 3) Wenn du oder dein Bruder etwa des Monats einmal hieher kommen, ist's genüg.“

So erstreckte sich denn nun die Wirksamkeit der Mission durch Vermittlung der Katecheten über ein weites Gebiet und eine große Bevölkerung. Den Predigern selber aber war der Wirkungskreis in Trankebar auch zu enge und kam daher wiederholt der Gedanke zu Ausflügen in die Umgegend.

Der Erste von ihnen, der in diesem Jahre aufbrach, war Walther. Das nördlich gelegene Porto novo hatte er sich zum Ziele seiner Reise gesetzt und am 10. Februar brach er dahin auf, eine Strecke von Bosse, auf dem ganzen Wege aber vom Katecheten Maleiappen begleitet. Unterweges, hin und her, so

wie an Ort und Stelle fanden viele Gespräche und Unterhaltungen Statt, da jede Gelegenheit, die sich dazu erbot, benutzt wurde. Auch viele kleine und größere Schriften wurden denen, die darum baten, geschenkt. Allein etwas Besondres, das unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könnte, fiel nicht dabei vor, wenn es uns nicht merkwürdig erscheint, daß besonders viele Brahmanen um Bücher baten.

Walther besuchte auch, wie früher Schulze, die hinduischen Heiligthümer zu Sidambiram und da sah er denn noch Manches, was Schulze nicht gesehen hatte, da er mehr in das Innere gelangte, wenn auch nicht in das Innerste, denn dieses war, weil sich ein von selbst gewachsenes Lingam darin finden sollte, ein zu heiliger Ort, als daß die Brahmanen ihn zeigen durften, aber das Ma Szabei, den Saal mit tausend Säulen, das Sitt Szabei und das Dewa Szabei durfte Walther, wenn auch nicht betreten, doch in Augenschein nehmen. Das Sitt Szabei oder der kleine Ort, hatte innerlich allerlei geheimnißvolle Anordnungen und sinnvolle Einrichtungen. Da hing ein Vorhang und theilte einen Raum ab, der der Gnadenglanz genannt wurde. Vor dem Vorhange standen vier Säulen als Hindeutung auf die vier Wedas oder heiligen Bücher, sechs andre als Hindeutung auf sechs Schasters, eine andre Art Religionsbücher, und noch achtzehn andre als Hindeutung auf die achtzehn Puranas oder Bücher von

den Göttergeschichten. Im Dewa Szabei, dem göttlichen Orte, sah Walthar rund um an den Seiten viele hundert Kammern in zwei Reihen über einander gebauet, die obersten etwas eingerückt, und vor jeder Reihe eine Verande, einen vorne offen, oben bedeckten Gang.

Am 19. Februar traf Walthar wieder in Trankebar ein; dagegen brach Pressier am 25. Februar auf, doch nur für einige Tage, denn die Reise ging nicht weit, nämlich nur drei Stunden nördlich von Trankebar nach Kaweripatnam an der Seeküste, weil dort um diese Zeit jährlich viel Volks zusammenkommt, um sich feierlich, und, nach ihrer heidnischen Ansicht, zu ihrem Seelenheil zu baden. An dieser Stelle mündet einer der vielen Arme, in welche sich der große Fluß Kaweri bei seiner Annäherung an's Meer auf dem flachen Lande theilt, und gerade dieser Arm und seine Mündung wird besonders heilig gehalten.

Pressier ging früh Morgens aus und fand, als er um sieben Uhr an der heiligen Stelle eintraf, bereits eine ungemeine Menge Leute, Männer und Frauen, Jung und Alt, die mit Sehnsucht darauf warteten, daß die Götzenbilder kämen und das Seewasser einweiheten. Mittlerweile kam noch von allen Seiten eine Schaar nach der andern angezogen, theils zu Fuße, theils in Palankinen, theils zu Pferde. Zunächst bei der Mündung des Kaweri-Arms ist ein großer Wald,

in welchem sich das Volk bequem lagern kann und gegen die brennende Sonne geschützt ist. Nach und nach erschienen denn auch die zwölf Götzenbilder, die dieses Fest besuchen, schön geschmückt, in Palankinen getragen, ein jedes aus seiner Stadt. Diese Bilder tragen den Namen Narwaar oder Parumaal und stellen nicht eigentliche Götter dar, die von Natur Götter wären, sondern nur vergötterte Personen, die die Seligkeit erlangt haben und in Wischnu eingegangen oder mit dessen göttlichem Wesen innigst zusammengelassen sind. Einer von ihnen soll sogar aus dem Pareiar-Geschlechte stammen, dennoch aber haben die Pareiar keinen Antheil an diesem Seebade, sondern, wenn sie auch als Knechte oder Soldaten zugegen sind, dürfen sie sich doch dem Strande nicht nähern, sondern müssen von ferne stehen bleiben.

Wenn nun ein Narwaar angelangt ist, wird es am Ufer unter einem Pandeel oder Baldachin ausgestellt und das Volk der Stadt, in welcher das Bild seinen Tempel hat, macht sich fertig, es zu baden. Damit nun das Bad seine Kraft habe, verrichtet der Priester dort ein Opfer vor dem Bilde. Walthers kam gerade darüber zu, als man bei einem damit beschäftigt war, und weil sie bereits vernommen hatten, warum er sich eingefunden habe, so ließen sie ihn so nahe heran, daß er Alles, was vorgenommen wurde, wohl gewahr werden konnte, und richteten dabei ihre Augen so unverwandt auf ihn, als wollten sie ihm seine Meinung vom Gesichte lesen.

Der Priester hatte das Bild vor sich auf einem niedrigen Tische stehen; allein das Bild war, wie alle andern, die eintrafen, nur eine Nachbildung des in der Pagode befindlichen, welches niemals von Jemand, der nicht Priester ist, gesehen werden darf. Es bestand eigentlich in einem doppelten Lingam, das auf einem kleinen aus Kupfer gegossenen Fußgestelle lag. Zur Seite lagen die Dpfergaben von allerlei Früchten, Blumen und Wassern. Das Wasser davon, welches zum Trankopfer bestimmt war, nahm der Priester und goß es über das Bild; dann spülte er es wieder mit Wasser aus dem Kaveri rein ab. Sobald dieses geschehen war, bestreute und behängte er es mit Blumen und den übrigen Dpfergaben. Dabei murmelte er beständig Gebete in heiliger Sanskrit-Sprache, und zur Seite stand Einer, wie ein Rüster, mit einer Handglocke, die er läutete, um dem Volke zu verstehen zu geben, was vorgeht. Das Volk hatte bei der Feierlichkeit nichts zu thun, sondern stand bloß und sahe zu.

Nach dem Dpfer geht das Baden an. Die Brahmanen, Pandaren und andre Heilige machen den Anfang; ihnen folgt der übrige Haufe. Einige, ehe sie hineingehen, fallen erst dreimal der Länge nach zur Erde und beten die im Osten aufsteigende Sonne an.

Die Brahmanen haben von diesem Baden ein reiches Einkommen. Sie stehen nämlich am Ufer und

wenn ein Andern baden will, reichen sie ihm erst eine Schleife von einer Art dicken Grases. Diese Schleife steckt der Badende an seinen Finger und wenn er wieder an den Strand getreten ist, giebt er dem Brahmanen die Schleife mit einem Stück Gelde zurück, indem er zugleich alle seine Sünden auf den Brahmanen legt, der sie auch auf sich zu nehmen verspricht.

Nach verrichtetem Seebade geht es sogleich zu einem andern Bade im Kaveri, um dort das Salzwasser sowohl, als die noch übrigen Sünden abzuwaschen und das Volk ist sehr überzeugt, daß auf diese Weise nicht nur die Sünden der letzten zwölf Monate getilgt, sondern auch noch große Verdienste erlangt werden. Die Leute kommen schon mit großem Eifer zu diesem Baden zusammen, aber während das Baden Statt findet, ziehen zwischen den Schaaren Säger auf und nieder, welche mit lauter Stimme Lieder zu Ehren der Götter und Lobpreisung der Anwesenden erschallen lassen und dadurch die Begeisterung der Gemüther noch erhöhen. Nach dem Bade werden Almosen ausgetheilt, aber nicht sowohl an Arme, als vielmehr an Brahmanen, Pandaren und allerlei wandernde Selbstpeiniger. Sodann bricht ein Jeder mit seinen Landsleuten noch an demselben Tage wieder nach Hause auf, wenn er vorher etwas Speise genossen hat, die hier leicht zu haben ist, denn es findet sich zugleich eine große Menge Buden, wie bei uns an Jahrmärkten, in welchen Eßwaaren aller Art sich finden.

Die Götzen ziehen dann auch in Begleitung der Leute aus ihrer Stadt wieder heim.

Die Brahmanen haben bei dieser Versammlung noch einen andern Verdienst. Sie verrichten nämlich bei dieser Gelegenheit die Feierlichkeit, welche die Hindus für ihre verstorbenen Eltern begehen lassen und die Wegtragung des Steines, Kall-Edhukkiradu, genannt wird.

Damit verhält es sich so: Am Abend vor dem zwei und dreißigsten Tage nach dem Tode des Vaters oder der Mutter wird im Hofe des Hauses ein Pandeel oder Baldachin errichtet. Unterdeffen läßt der Sohn einen neuen Mauerstein bringen, malet darauf das Bild der Verstorbenen und setzt diesen Stein mitten in's Haus. Nun kommen alle Frauen von der Bekanntschaft dahin, weinen und heulen, raufen und schlagen sich an die Brust. Tags darauf, früh Morgens, nimmt der Sohn den Stein und trägt ihn, samt einem Gefäße mit allerlei Opfergaben und Früchten in einen Hain. Im Hain wählt man einen viereckigen Platz aus, ebnet denselben, beschmiert ihn mit Kuhmist, gräbet zwei oder drei kleine Gruben und ein Brahman zündet in diesen ein Feuer von Reisferchen wohlriechender Bäume an, die unter Aussprechung bestimmter Sprüche abgeschnitten sind; die Reisfer werden eins nach dem andern hinzugelegt, auch geschmolzene Butter wird tropfenweise in's Feuer gegossen, während der Brahman un-

ausgesetzt in Sanskrit-Sprache Gebete murmelt. Der Sohn sitzt vor der Grube, angethan mit der Schnur, die sonst nur die Brahmanen als Abzeichen über Schulter und Brust tragen, und siehet zu. Es wird noch von Gras eine Gestalt gebildet, die den Verstorbenen vorstellt und mit dem Steine in die Grube gelegt, indem man Alles dabei wiederholt, was an Feierlichkeit bei der Verbrennung des Verstorbenen vorgenommen ist. Endlich nimmt der Sohn den Stein und trägt ihn in einen Fluß. Mit ihm geht einer vom Geschlechte der Bartscheerer und nimmt ihm, wenn er an den Fluß gekommen ist und sich rücklings gegen denselben gestellt hat, den Stein ab und versenkt ihn in den Fluß. Als dann badet sich der Sohn, geht mit den Seinen nach Hause, bestreicht sie mit wohlriechendem Sandelholz und macht ihnen eine Mahlzeit. Wer diese Feierlichkeit nach seiner Eltern Tode nicht verrichtet, von dem sprechen alle Leute übel, denn sie glauben, daß die Seele des Verstorbenen, wie ein Schuldner, an einem Orte an- und aufgehalten werde und selbst kein gut Wasser, sondern Harn zu trinken bekomme; am Tage der Steinwegtragung aber fahre die Seele kraft dieses Opfers sogleich in die Seligkeit hinein.

Reiche Leute beobachten dazu genau den bestimmten Tag; die Armeren aber versparen die Steinwegtragung gewöhnlich bis zum großen jährlichen Baden, weil sie bei dieser Gelegenheit wohlfeiler davon kommen.

An Mannfaltigkeit der Auftritte fehlt es also nicht bei diesem Feste. Pressier aber und ein Katechet, den er mitgenommen hatte, gingen durch das Volk hin und wo sie irgend hofften Zuhörer zu finden, denen sie Aufmerksamkeit abgewinnen konnten, da lehrten und verkündigten sie von der Sündenvergebung und Rechtfertigung durch Christum, und wo sie gute Aufnahme fanden, vertheilten sie Schriften.

Es läßt sich wohl Manches dagegen sagen, wenn Missionare gerade die heidnischen Feste meinen benutzen zu müssen, um das Evangelium großen Schaaren zu verkünden, denn es scheint, als ob das Volk bei solcher Gelegenheit, wo es von einer Art Taumel ergriffen und wenig nüchtern ist, nicht sehr aufgelegt sein kann, die faßliche Wahrheit aufzunehmen, und die Erfahrung lehrt auch vielfach, daß bei solcher Gelegenheit zumeist tauben Ohren gepredigt wird und die vertheilten Schriften das Schicksal haben, zerrissen zu werden, auch Pressier selbst scheint nicht so ganz mit den gemachten Erfahrungen zufrieden zu sein, allein er tröstet sich und Andre damit, daß durch das Auftreten bei solchen Festen doch das Gerücht von ihrem Amte immer weiter ausgebreitet werde, und diese Frucht kann denn auch wohl nicht abgeleugnet werden.

Unterdeß waren Nadschanaiken und Sattaniaden eifrig beschäftigt, dem ihnen gewordenen Berufe nachzukommen. Sattaniadens Bestrebungen waren

denn auch mit großem Segen gekrönt; härteren Stand hatte Radschanaiken, gegen den die Katholiken alle ihre Macht aufboten. Noch während seiner Rückkehr von Trankebar brach ein Haufe auf, seine Wohnung niederzureißen, allein die heidnischen Nachbarn leisteten Schutz. Er war sehr vorsichtig und suchte keineswegs Katholiken zum Uebertritt zu bewegen, dennoch konnte er keine Ruhe finden, sondern die katholischen Priester und Katecheten forderten alle ihre Angehörigen auf, Gewaltthätigkeiten an ihm zu verüben, hegten seine Verwandte gegen ihn auf und machten ihm weit und breit einen schlechten Namen. Aber alle angewandte Mühe, seinen Einfluß zu untergraben und seine Wirksamkeit zu hemmen, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Gerade sein Oheim, den sie in Zorn gegen ihn gebracht hatten, ward eines Besseren überzeugt, ging nach Trankebar und zeigte sich geneigt, zur evangelischen Kirche herüberzutreten, und ein anderer angesehener Kriegshauptmann heidnischen Glaubens nahm Radschanaiken nicht nur ernstlichst in Schutz, sondern begab sich sogar mit ihm nach Trankebar und wurde dort von dem, was er sah und hörte, so eingenommen, daß er das Versprechen gab, den Katecheten und alle Evangelische im Bereiche seiner Macht nach Kräften zu schützen.

Auf dergleichen Versprechen war natürlich nur wenig zu bauen, zumal der Mann an Habsucht litt und auf eine Belohnung im Hintergrunde hoffen

machte, deren Ausbleiben ihn anders stimmen konnte, jedoch die Feinde wurden dadurch stugig gemacht und wagten es nicht mehr, so gewaltthätig zu verfahren, wenn sie auch nicht ruheten.

Bald hatte Nadschanaiken die Freude, daß ihm außer seiner Familie noch Manche zufielen und die Vorstadt von Madewipatnam, wo er sich damals aufhielt, die zum großen Theile von katholischen Christen bewohnt war, von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt wurde, und es nur nicht wagte, sich offen für das lautre Evangelium zu erklären.

Bei den Predigern entstand ein Verlangen, die neuen Gemeindeglieder außerhalb Trankebar genauer kennen zu lernen und sie einmal an Ort und Stelle zu besuchen. Da nun während der Charwoche in der tandschaurischen Stadt Pullirukkumwölur ein großes Gößenfest statt fand und der Prinz Telungurasa, der auch dahin kam, den Wunsch ausgedrückt hatte, wenigstens einen der Prediger, mit welchen er schon länger in Briefwechsel gestanden hatte, daselbst persönlich zu sehen, so übernahm es Pressier, am 22. März mit dem Katecheten Aaron und drei andern ihrer Leute, nach der Landessitte gekleidet, die Reise anzutreten.

In der Stadt angekommen, fand er die zuvor-kommendste Aufnahme bei dem obersten Priester, der ihm eine anständige Wohnung anweisen und auf Kosten des reichen Tempelschazes in Allem freihalten ließ.

Es war ein großes Getümmel das Volks im Orte, das von allen Seiten zu den Festlichkeiten zusammengeströmt war; Pressier aber hielt es nicht für angemessen, unter dasselbe auszugehen, denn ihn hinderte die Erfahrung, daß der Erfolg nicht entsprechend sei, wenn das Evangelium bei solchen Gelegenheiten gepredigt werde, sondern das Wort Gottes wie ein Samenkorn auf den Weg falle und zertreten werde.

Am 24. März traf Telungurasa ein und gleich Nachmittags wurde Pressier vorgelassen. Telungurasa saß auf einem hohen, von Steinen an öffentlicher Straße nahe bei den Gößenwagen aufgerichteten offenen Altan, der dazu eigends bestimmt war, daß die Fürsten auf ihm sich die Aufwartung machen lassen. Auf ausgebreiteten Teppichen saß der Prinz, unter dem linken Arm, nach Weise der Vornehmen, drei kleine Kissen, eins auf dem andern, sich darauf zu lehnen. Um ihn herum saßen viele gelehrte Brahmanen und Pandaren, von ihm berufen, der Zusammenkunft beizuwohnen, und unter ihnen drei, besonders dazu bestimmt, die Unterhaltung mit Pressier zu führen.

Als Pressier den Altan betreten hatte, überreichte er dem Prinzen eine Zitrone und einige Muskatnüsse, denn es ist in Ostindien nicht anständig, vor Fürsten oder Priestern mit leeren Händen zu erscheinen. Nachdem der Fürst die Gabe angenommen hatte, setzte sich Pressier an den ihm bestimmten Platz und dazu auf-

gefordert, hob er an, den Inhalt des christlichen Glaubens darzulegen. Eine Stunde lang dauerte die Auseinandersetzung, dann entwickelte sich daraus ein Gespräch, indem der Eine dies, der Andre das zu fragen hatte. Während der Unterhaltung kamen einige Male die Götzenbilder in feierlichem Zuge vorüber, und hielten ein wenig still. Die Versammlung erhob sich dann und die Götzentänzerinnen, mit goldnen Sachen auf's Köstlichste geschmückt, tanzten vor den Bildern.

Pressiers Herz stand nun nach den Gemeindegliedern, allein er durfte sich noch nicht entfernen, weil der Prinz ihm zu verstehen gegeben hatte, er werde ihn noch einmal sehen, und mußte daher das Getreibe des Götzendienstes noch länger ansehen. Am 26. März wurde Pressier auch wirklich zum Prinzen zu Tische geladen und auf's Köstlichste bewirthet. Der Prinz schickte ihm ein Pferd, Pressier aber zog es vor, hinzugehen. Der erste Empfang war wieder auf dem Altan, aber diesmal war der Prinz allein da und die Unterhaltung konnte daher traulicher werden. Nach einiger Zeit ging es zum Essen hinab in's Haus. Ehe aber Pressier hier eintrat, mußte er die Hände waschen und seine Schuhe ablegen. Im Vordertheil des Hauses war das Essen auf Feigenblättern angerichtet, deren sich die Priester und vornehmen Leute statt der Teller und Schüsseln zu bedienen pflegen. Außer dem Reis, der bei allen Mahlzeiten das Hauptgericht ist, waren noch

vierzigerlei Gemüse zugerichtet, doch von jedem nur ein Geringes, Fleischwerk war nicht darunter, sondern Alles, nach strenger Hindu-Weise, entweder von Weizenmehl oder von Feld- und Baum-Früchten bereitet. Nach Tische ging es wieder auf den Altan zur Unterhaltung und nachdem der Prinz darauf Pressier und seine Begleiter beschenkt hatte, begaben diese sich nach Hause.

Eben so beschenkte sie der Oberpriester, der ihnen auch, auf Pressiers Bitte, mit Genehmigung des Prinzen, einen Schein ausstellte, durch welchen allen Abgaben-Einnehmern geboten ward, sie ruhig und abgabenfrei ihrer Straße ziehen zu lassen.

So machten sie sich denn nach den Dtschaften auf, wo Gemeindeglieder zu besuchen waren. Eins derselben von Uluttukuppei war ihnen schon entgegengekommen, um sie des Weges zu geleiten, und als sie nun hinkamen, wurde der Besuch daselbst für sie wie für die Gemeindeglieder eine rechte Erquickung und Stärkung.

Bei dem letzten Zusammensein mit dem Prinzen hatte dieser geäußert, daß es ihm sehr angenehm sein würde, wenn Pressier bei der Hochzeitsfeier seines Sohnes, die binnen einigen Monaten zu Landschaur Statt finden sollte, zugegen sein werde, und er wolle deshalb vom Könige ihm die Erlaubniß auszuwirken suchen, bei dieser Gelegenheit erscheinen zu dürfen. Je mehr Heiden aus dem Landschaurischen durch Radshanaiken erweckt, sich zur Taufe in Trankabar ein-

fanden, je mehr Katholiken von da aus zum Genuß des heiligen Abendmahls und zum Uebertritt in die evangelische Kirche herüberkamen, je häufiger die katholischen Priester und Katecheten wurden, desto größer wurde auch das Verlangen der Prediger, einmal selbst nach Tandschaur gelangen zu können. Eine Zeitlang wurde die Aussicht darauf verdunkelt und schien die Hoffnung vereitelt, denn es entstand ein Hader zwischen den Dänen und den Tandschaurischen, bei welchem es zu kriegerischen Thätlichkeiten kam, allein einen vorläufigen Trost gab die gute Gesinnung, die sich von Seiten des Tandschaurischen Hofes darin aussprach, daß der Fürst auf Bitte der Prediger und Fürsprache Zelungurafas seinem Heerführer befahl, das Eigenthum der Mission möglichst zu schonen, und auch noch vor der Zeit der Hochzeitsfeier wurde Friede gemacht und Vertrag gestiftet. Endlich kam denn auch zu rechter Zeit der Wagen des Fürsten, und Pressier bestieg ihn, um die Hauptstadt Tandschaur zu besuchen.

Die Reise hatte ihre Schwierigkeiten, denn sie ging durch das Flachland, das von den mannfaltigen Armen des Kaweri durchströmt und gerade um diese Zeit von den übertretenden Gewässern desselben überschwemmt wird; ein Umstand, der den Landbesitzern dieser Gegenden sehr gelegen kommt, weil ihr Acker, der ohne diese Ueberschwemmung ein dürres Land sein würde, dadurch fruchtbar gemacht wird, dem Reisenden aber sehr ungelegen,

weil das Weiterkommen sehr erschwert ist. Die einzelnen Arme des Flusses und die Kanäle, in welche er abgeleitet ist und die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, haben keine Brücken, sondern müssen durchfahren oder durchwatet werden. Bei gewöhnlichem Wasserstande ist das auch nicht mit sonderlichen Schwierigkeiten und Fährlichkeiten verknüpft, allein, wenn das Wasser von der Menge des Regens während der Regenzeit gestiegen ist und stark rauschend daher schießt, hat es schon etwas mehr auf sich, hindurch- und hinüberzugelangen. Die Hindus müssen suchen, sich zu helfen; Fußgänger fassen, so viele ihrer irgend beisammen sind, einander an und gehen in geschlossenen Gliedern durch den reißenden Strom, dem sie mit gesamter Kraft Widerstand leisten. Wagen werden von zehn bis zwölf Personen auf den Schultern hindurchgetragen und der Reisende muß darin sitzen bleiben. Die Reisewagen sind nämlich nicht so gar groß, sondern wie eine kleine Kutsche und die Reisenden sitzen in denselben mit untergeschlagenen Beinen auf Matragen; vorgespannt sind zwei Ochsen, die der Fuhrmann mit einem Stecken treibt. Pressier hatte sich auf diese Weise schon über manchen Arm befördern lassen, als er an einer andern Stelle ohne weiteres Bedenken abstieg und erst an das Einsteigen wieder dachte, da es zu spät und sein Wagen bereits hinübergeschafft war. Seine Begleiter mußten

sich nun zu helfen suchen und trugen ihn deshalb auf einer ausgehängten Hausthür hinüber.

Die Beschwerlichkeiten auf dem Wege waren Schuld daran, daß Pressier später, als man gedacht hatte, nach Tirukadtupallu kam und den Prinzen Telungurasa bei seiner Ankunft daselbst nicht mehr vorfand, da er gleich nach vollendeter Hochzeit seines Sohns wieder nach Landschaur aufgebrochen war. Es lag aber Vieles und vielleicht Alles daran, daß Pressier mit dem Prinzen oder wenigstens mitten unter seinem Gefolge, das nachgezogen war, in Landschaur einfuhr, weil ihm sonst allerlei Schwierigkeiten am Thore gemacht werden würden und er sogar eine Abweisung zu befürchten hatte. Freilich hätte Pressier auf heimliche Weise den Eintritt in die Stadt erlangen können, wenn er sein Angesicht verhüllt und es so verborgen hätte, daß er ein Europäer war; der Fuhrmann rieth ihm auch, es zu thun, allein verstohlener Weise sich einzuschleichen, hielt er eines Boten Christi unwürdig. Darum befohl er es Gotte und es gelang auch wirklich, das Gefolge des Prinzen eine halbe Stunde vor der Stadt in einem königlichen Garten einzuholen. Telungurasa selbst war schon in der Stadt, aber seine Gemahlin war noch bei dem Gefolge und erlaubte, daß Pressier, bis der Zug weiter ging, im Garten abtrat und sich dem Einzug angeschlossen.

Als man die Vorstädte erreichte, bestieg Telungurasa's Sohn einen Elephanten, um auf demselben seinen Einzug zu halten. Es ging daher jetzt langsamer als zuvor, da die Einen fuhren, die Andern zu Pferde ritten und noch Andere durch Läufer in Sänften hingetragen wurden. So geschah es nun auch, daß Pressier mehr auffiel und der Neugier ausgesetzt war, ja, daß katholische Christen in der Vorstadt hervortraten, und als sie von einem ihn begleitenden Katecheten gehört hatten, wer er sei, sich mit ihm zu unterhalten anfangen. Allein, da dies eine unangenehme Stimmung unter den Heiden hervorzubringen schien, so entließ er sie fürs Erste.

Weil in der Stadt ein großer Umzug mit Fackeln, Lustfeuerwerken und Musik gehalten werden sollte, so befahl Pressier seinen Leuten, dem Prinzen, der seinem Sohne entgegen kam, sogleich seine Ankunft mitzutheilen und ihn zu bitten, daß er ohne Aufhalt in die für ihn bestimmte Wohnung geführt werden möge. Telungurasa fragte dann Pressier noch erst selbst, ob er nicht dem Umzuge beiwohnen wollte, ließ ihn darauf aber, als er es verneinte, in seine eigne Wohnung fahren, wo ihm und seinen Leuten das zweite Stockwerk eingeräumt war.

Als der feierliche Umzug vollendet war, wurde Pressier zum Prinzen hinunter geladen. Hätte er gewußt, was da vorfallen sollte, so wäre er nicht erst

hinabgegangen. Nun aber fand er, daß die Götzentänzerinnen dort einen Tanz aufführen wollten und er daran sein Vergnügen haben sollte. Sobald er jedoch gewahr ward, warum es sich handle, bat er um die Erlaubniß, wieder weggehen zu dürfen, und da diese ihm ungesäumt zugestanden wurde, begab er sich wieder in sein Zimmer.

Am folgenden Tage wurde er wieder hinunter gerufen. Der Prinz, sein Sohn und viele Bornehme waren beisammen. Diese Gelegenheit benutzte Pressier, dem Sohne des Prinzen die Evangelien und die Apostelgeschichte zu überreichen. Das Buch war in Seide eingebunden, denn ein Band von Leder gereicht den Hindu zum Anstoß, weil sie Alles, was vom Thiere herkommt, nach dem bereits erwähnten Aberglauben von der Seelenwanderung, meiden und scheuen. Vorgebunden war dem Buche eine geschichtliche Nachricht von der Mission in Trankebar. Diese Zugabe war für nöthig erachtet, weil die Hindus sich höchst sonderbare Vorstellungen sowohl vom Christenthum, als auch insbesondre von dem Missionswerke machten, auf diese Weise aber vom Zwecke der Mission besser berichtet werden konnten. Pressier versäumte auch nicht, ehe er das Buch übergab, dies Wortwort laut vorzulesen. Nachdem er das gethan hatte, zeigte er, wie der Prinz es in Briefen bereits gewünscht hatte, einige Landkarten vor und suchte ihnen die wahre Lage

der Länder und Beschaffenheit der Erde deutlich zu machen, eine Sache, auf die sehr viel bei den Hindus ankommt, weil ihr Heidenthum sich zum Theil auf eine verkehrte Ansicht von der Gestalt und Beschaffenheit der Erde gründet.

Allmählig war es unter den evangelischen Christen in Tandschaur verlautet, daß Pressier angelangt sei, und voll Freuden über die Ankunft eines ihrer Geistlichen, von welchem die Katholiken, um sie zu schmähen, gegen sie behauptet hatten, daß sie nur zu Trankebar im Winkel säßen, kamen sie, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen, und setzten diese Besuche täglich fort. Pressier mußte dabei eigends vorsichtig zu Werke gehen, denn nach den Vorurtheilen, die bisher noch nicht auszurotten gewesen waren, durfte er sich mit den Christen vom Pareiar-Geschlechte nur von oben durchs Fenster in Gespräch einlassen, während die Sudras zu ihm hinaufkamen.

Am Nachmittage des folgenden Tages ließ Pressier sich bei Telungurasa anmelden, weil er gerne mit ihm allein über die christliche Wahrheit reden wollte, allein er traf ihn nicht allein, sondern in großer Umgebung. Daher ließ er sich nun von seinen Leuten das Heft hallischer Missionsnachrichten reichen, in welchem des Prinzen Briefe an die Missionare abgedruckt waren, und setzte ihnen auseinander, weshalb diese Schreiben in Europa veröffentlicht seien und wie daselbst die für

das Heil der Hindus Sorge tragenden Frommen eine besondere Freude hätten, wenn sie hörten, daß hie und da Einige das Wort Gottes angenommen und sich auf den Namen Christi hätten taufen lassen.

Eine bessere Gelegenheit erbot sich Abends. Als es dunkel geworden war und Pressier wußte, daß Telungurasa allein sei, begab er sich mit einem Katecheten zu ihm. Er wurde freudig empfangen und der Katechet mußte eine in acht und dreißig Sätzen abgefaßte Beschreibung der Missions-Anstalten in Trankebar verlesen und ihm dieselbe überreichen. Nachdem dann der Prinz versprochen hatte, sie mehreren vornehmen Leuten mitzutheilen, bat Pressier zunächst, sich der Christen im Lande mit seinem Schutze anzunehmen und hob dann an, ihn nachdrücklich auf den Weg des Lebens hinzuweisen. Er schloß mit den Worten: „Das habe ich Euch, vermöge meines Amtes, nicht verschweigen, sondern sagen wollen, besonders weil ich weiß, daß meine Leute darin gegen Euch zu blöde sind, damit also am jüngsten Tage, wo wir alle vor Gottes Richterstuhl werden wieder versammelt werden, auf uns, die wir von Gott zu Dienern seines Wortes bestellt sind, keine Schuld fallen möge. Gott der Herr gebe, daß unser Gespräch zu Eurer Seelen Heil beitragen möge!“ — und damit verabschiedete er sich, damit er dem Prinzen nicht beschwerlich fallen möge, eine Antwort auf eine von ihm noch nicht eingesehene Sache

zu suchen, zumal derselbe auch nicht, wie andere Hinduß, die Gabe hatte, sogleich eitle Worte zu machen und kahle Entschuldigungen vorzubringen.

Pressier wäre gerne in die Vorstädte gegangen, um die Christen in denselben zu besuchen, allein Telungurasa rieth ab, damit es nicht am Thore beim Aus- und Eingehen Handel gebe; Pressier mußte sich also an den Besuchen der Christen in seiner Behausung genügen lassen und machte sich dafür mit Telungurasa's Einstimmung auf, die Stadt selbst zu besuchen. Dabei war es ihm nicht sowohl darum zu thun, die Gebäulichkeiten und die Anlage derselben kennen zu lernen, als vielmehr mit dem Volke in Berührung zu kommen. Nachdem er daher das Merkwürdigste in Augenschein genommen hatte, ohne dabei einen sonderlichen Begriff von der Herrlichkeit dieser Stadt zu bekommen, begab er sich in ein Tschultri oder Ruhehaus, um den dort Anwesenden das Wort des Lebens zu verkünden, und wo er offene Läden fand, nahm er Gelegenheit von dem Einen zu reden, das noth ist.

Allein, als er am zweiten Tage ähnliche Versuche machte, hätte das fast die üble Folge gehabt, daß er aus der Stadt verwiesen wäre. Nachdem er mit seinen Katecheten bereits hie und da vorgesprochen hatte, kamen sie bei dem Hause des tandschaurischen Kommandanten vorbei, der wie fast alle Soldaten in diesem Reiche, Muhamedaner war, und grüßten die daselbst

Wache haltenden muhamedanischen Soldaten. Diese erwiderten den Gruß aber nicht, sondern Einer rief hinterher: „Sie zehren vom Gute des muhamedanischen Glaubens und sind gekommen, den Heiden Sand ins Maul zu stopfen.“ Das sollte so viel heißen: was diese Christen zur Widerlegung des Heidenthums vorbringen können, das haben sie der muhamedanischen Lehre abgeborgt, sie prunken also mit fremden Federn. — Dieser Nachruf hätte Pressier schon belehren können, daß nicht allenthalben die günstigste Stimmung gegen ihn herrschte; aber ob er es merkte oder nicht, er beachtete es wenig, und benutzte die nächste Gelegenheit zu einem Gespräch an einem Blumenladen, deren es viele giebt, weil viele Blumen beim Götzendienste der Hindus verwendet werden.

Nun hatte dicht bei den Blumenläden der Kotwahl oder Stadtvogt, der Befehlshaber der Schaarwache, der auf Ordnung in der Stadt zu sehen hat, auch ein Muhamedaner, seinen Posten. Dieser hielt sogleich Pressier an, stellte genaue Nachfrage an und erklärte zuletzt, er müsse ihn und seine Leute verhaften und den Kommandanten davon benachrichtigen. Der Kommandant schickte sodann Befehl, daß Pressier sogleich aus der Stadt geschickt werden solle, und der Kotwahl traf ohne Weiteres Anstalten, ihm sicheres Geleit ans Thor zu geben. Pressier berief sich auf Telungurasa und verlangte, zu diesem geführt zu werden;

aber da half kein Reden und Vorstellen, es ging geradeweges dem Thore zu und wäre durch dasselbe gegangen, wenn nicht Telungurasa durch Andere von dem Vorfalle berichtet worden wäre und nun seine Leute geschickt hätte, Pressier mit den Seinigen heim zu holen. Als sie endlich wieder daheim waren, rieth der Prinz ihnen, nicht wieder von Religions-Angelegenheiten zu reden, wenn sie ausgingen, sondern lieber die Leute zu sich auf den Hof seines Palastes kommen zu lassen, wo ihnen Niemand etwas anhaben könne.

Nach einigen Tagen schien das Wasser hinlänglich gefallen zu sein, um die Reise füglich antreten zu können, allein nun erfand sich ein anderes Hinderniß. Der Kommandant wollte keinen Paß geben und ohne einen solchen durfte Pressier nicht durch das Thor. Telungurasa bemühte sich den ganzen Tag, den Kommandanten, der in des Königs Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt führte, zu bewegen, daß er einen Paß ausstelle, bis endlich der Bescheid kam, morgen solle das Gewünschte erfolgen. Am folgenden Tage kam denn auch der Paß und Pressier reiste auf demselben fürstlichen Wagen wieder heim, auf dem er eingeholt worden war. Es gab noch manche Beschwerlichkeiten zu bestehen, aber am 20. Juli traf er in Trankabar glücklich wieder ein.

Während und nach dieser Reise bis zum Schlusse des Jahres ging zu Trankabar Alles seinen gesetzten Gang. Die Anstalten wurden in alter, guter Weise aufrecht erhalten, die Landgemeinden, die durch Sattaniaden in der Umgegend der Stadt Majaburam gesammelt waren, wurden wiederholt von dem Katecheten Aaron besucht, Manche melbeten sich zur Taufe und wurden des Sakraments theilhaftig, manche Ka-

tholiken traten über. Heiden kamen, selbst angesehene Priester, sich mit den Predigern zu unterhalten und die Anstalten zu besuchen; von den holländischen Niederlassungen in Ostindien wie auf Zeylon kamen Briefe und Bitten um Schriften, dahin wie anderswohin wurde gesandt, was nothwendig war und schien.

Das ganze Jahr war ein höchst gesegnetes. Die Gemeinde in Trankebar hatte einen Zuwachs von einhundert neun und zwanzig Seelen erhalten; die Gemeinde in Majaburam, Landschaur, Madewipatnam und der Umgebung dieser drei Städte, war bereits Anfangs Oktobers bis auf einhundert drei und vierzig Seelen gestiegen.

Seit dem Anfange des Werks im Jahre 1706 waren nun bereits 1023 Seelen aus den Hindus in die christliche Kirche aufgenommen worden, von denen im Jahre 1728 noch 683 sich am Leben befanden.

Einzelne Züge, die uns in den Berichten der Prediger mitgetheilt werden, zeugen von der mächtigen Gnade Gottes und seiner gütigen Handleitung verirrter Seelen.

So pries eine Frau beim Genuß des Heiligen Abendmahls vor Andern die große, überschwängliche Barmherzigkeit, die ihr der Herr erwiesen, und bekannte, daß ihre Zunge zu todt sei, nach Würden zu preisen, was ihr widerfahren war. Als man sie darauf fragte, wodurch denn Gott zuerst sie zu sich gezogen habe, antwortete sie: „Meine Schwester ließ sich taufen und pries mir ihre Seligkeit. Das stimmte mich zum Nachdenken. Ich kam mir nun vor, als ob ich in einem tiefen Walde steckte, aus dem ich nicht herauszufinden wußte. Bald darauf sah ich einen Christen sterben. Das erbauliche Ende, das er nahm, machte einen tiefen

Eindruck auf mich, und so habe ich dann nicht geruht, bis ich Christum kennen gelernt habe."

Ein Jüngling von achtzehn Jahren hatte mit vielen Versuchungen und Neigungen zu kämpfen: er hatte einen harten Stand; wollte er im Gebete Stärkung suchen, wurden seine Gedanken zerstreut, alle Andacht und Inbrunst wich von ihm. Oft war er durch das Wort Gottes kräftiglich überzeugt worden, was Recht und Unrecht sei, allein die Kraft, der Sünde zu widerstehen, fehlte ihm, und so befand er sich in einer fortwährenden Unruhe des Gemüths. Endlich ward ihm Erquickung und ein freudiger Geist bemächtigte sich seiner, er konnte glauben und bezeugte es mit Freudenthränen, daß Gott sich seiner in Christo gnädiglich erbarmt, ihm seine Sünden vergeben und den Trost des Heiligen Geistes in das Herz gegeben hatte. Nun erklärte er sich bereit, alles Kreuz, das ihn um Jesu willen treffen würde, williglich auf sich zu nehmen, wenn es ihm auch sein Leben kosten sollte, denn der Herr Jesus habe gesagt: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolget, der ist mein nicht werth."

Am Weihnachtsfeste hatten die Prediger einen großen Genuß: alle Gemeindeglieder vom Lande kamen herein nach Trankebar, daselbst das Fest zu begehen. Sie wurden in Boreiar untergebracht und auf's Gastfreundlichste von den Predigern behandelt. Die gemeinsame Erbauung der gesammten Gemeinde diente zu großer Stärkung und recht nach ächter Christenweise fühlten sich hier die gläubig Gewordenen als Ein Leib.

Nur Einer fehlte da, der mit dazu gehört hätte; Schulze war nicht dabei. Er blieb in Madras und hatte dort auch so vollauf zu thun, daß er billig nicht abkommen konnte.

Seine Stellung war seit dem August zu den Brüdern in Trankebar auch eine andere geworden, als sie bisher gewesen war, denn seit diesem Monate stand er nicht mehr in dänischem Dienste, sondern die englische Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntniß Christi hatte ihn in Uebereinkunft mit dem Missions-Kollegium zu Kopenhagen in ihren Dienst herübergenommen und auf diese Weise stand er von nun an als Arbeiter der englischen Heidenfreunde in Madras.

Seine Arbeit während der letzten anderthalb Jahre, von denen wir noch nicht vernommen haben, war sehr gleichmäßig fortgegangen. Eine kleine Reise in die Umgegend, um mehrerwärts das Wort Gottes bekannt zu machen, hatte nur eine kurze Unterbrechung in seiner gewöhnlichen Beschäftigung, dem Uebersetzen der Bibel und anderer Schriften in die Telugu-Sprache, dem Predigen und Kinderunterrichte gemacht. An Segen vom Herrn hatte es ihm nicht gefehlt, sondern er hatte bis daher eine Gemeinde von siebzehn Getauften gesammelt und bereitete sieben und zwanzig Andere, die sich zur Taufe bereit erklärt hatten, für den Empfang derselben vor.

Im vorigen Büchlein von der ostindischen Mission verließen wir das Werk mit Sorgen. Wir sind aber nun gewahr worden, wie der Herr zu pflegen und zu bauen weiß, und wie er in den Schwachen stark und in den Dhmächtigen gewaltig ist. Sein Schaffen ist nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im stillen, sanften Säufeln.



B:913

B